

7. FFGZ im Wandel 1985–1995

Im Rahmen der vorliegenden Betrachtung wurden bislang Handlungsmotive und Denkerüste der ersten zehn Jahre des FFGZ Berlin aufgezeigt. Dabei wurden sowohl Elemente der Kohärenz als auch der Heterogenität herausgearbeitet. Der Anfang lag, wie bereits dargelegt, 1974 in eigener Gruppierung, die im West-Berliner Frauenzentrum politisch aktiv war. Die frühen Anliegen umfassten die Verbindung von Selbstuntersuchung und gynäkologischer Selbsthilfe sowie den Protest gegen die restriktive Abtreibungsgesetzgebung.

Als Initial-Moment für die Gruppe, aus der sich das FFGZ entwickelte, zählt die erste öffentliche Selbstuntersuchung von Carol Downer und Debbie Law im November 1973 in West-Berlin. Anschließend hatten sich mehrere Frauengruppen als politisierte gynäkologische Selbsthilfegruppen gegründet. Die FFGZ-Aktivistinnen – als eine dieser Gruppen – standen in der Folgezeit in regem Kontakt mit US-amerikanischen *Self-Helpers* und den dortigen *Feminist Women's Health Centers*. Dies wurde bereits in den vorhergehenden Kapiteln beleuchtet und wird daher an dieser Stelle nur als kurzer Rekurs aufgegriffen. Ebenso konnte bereits nachgezeichnet werden, dass nach den ersten Publikationen der Gruppe eine Verstetigung der Öffentlichkeitsarbeit sowie der gesamten Arbeitsweise der Aktivistinnen angestrebt wurde, die 1977 in den Bezug erster eigener Räumlichkeiten in Berlin-Lichterfelde mündete. Zu Beginn der 1980er Jahre verlagerte die Gruppe ihre Räumlichkeiten nach Berlin-Kreuzberg, was durch die intensivierte Vernetzung mit der Hausbesetzer:innen-Szene und linkspolitischen Kreisen begleitet wurde.

In dieser Zeit gab es erste Ansätze der Arbeit mit finanziellen Mitteln aus öffentlicher Hand, wenngleich dies unter den FFGZ-Aktivistinnen kritisch gesehen und kontrovers diskutiert wurde. Diese Kontroverse begleitete den Einstieg in das zweite Jahrzehnt der gemeinsamen Arbeit als FFGZ, blieb jedoch nicht die einzige im Miteinander. Im vorliegenden Kapitel wird den gruppen-internen Dynamiken verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet, um vor dem Hintergrund theoretischer Ansatzpunkte zu ›Kritik‹ aufzuzeigen, welche Elemente von kritischer Haltung sich verlagerten und welche beibehalten wurden. Diese Verlagerung von Handlungsansätzen wird dabei nicht nur auf individueller Ebene untersucht. Vielmehr steht die Betrachtung der Abläufe unter der Prämisse, dass sich dort im Kleinen spiegelte, was sich im Großen abspielte. Da die Institutionen, die seitens der Frauenbewegung herausgefordert worden waren – in diesem Fall: Pharmain-

dustrie, Medizin und Gesundheitspolitik – ambivalent reagierten auf die Forderungen nach Demokratisierung und Mitsprache, wie sie aus sozialen Bewegungen heraus artikuliert worden waren, blieb auch die politische Arbeit nicht frei von Ambivalenz. Dies wird demnach aufgegriffen als Spiegelung oder Widerklang des mit Widersprüchen versehenen Terrains, auf dem als Gruppe agiert wurde. Die Zeitphase, die im Fokus des vorliegenden Kapitels steht, in der die Aktivistinnen zwischen Verstetigung und Erneuerung der eigenen Arbeitsweise die eigenen Wege verstärkt ausloteten, war geprägt durch deutliche Umbrüche. Diese drückten sich auch, wie bereits deutlich wurde, in Befremden zwischen verschiedenen Eintrittsphasen von Aktivistinnen aus.

Im Jahr 1985 zog das FFGZ erneut um in andere Räumlichkeiten nach Berlin-Schöneberg, einem im Vergleich zu Berlin-Kreuzberg in vielerlei Hinsicht ruhigeren Stadtteil, der dennoch zentral gelegen ist. Im Vorwort zur *Clio*-Ausgabe 24 heißt es:

»Liebe Frauen!/ Eine historische CLIO, diese Nummer 24! Die erste aus unseren neuen Räumen. Wir sind umgezogen! Eine Trennung, die uns in mancher Hinsicht sehr schwer fiel, die uns letztendlich sehr gut tat und tutatüt, und wie!!!! [...] Die Liegnitzer Str. 5, Kreuzberg, ein heimatliches Pflaster geworden, mußten wir verlassen./Am 15.11.1985 feierten wir mit allen unseren Freund/en/innen und den Kindern unseren neuen Anfang in der Bambergerstr. 51 im Stadtteil Schöneberg. Hier liegen wir zentral und haben warme, schöne, sonnige Räume. [...] Schöneberg tut uns gut. [...] Wir haben im neuen Zentrum endlich einen Archiv-Raum und lesen und entdecken so viel, was wir Euch unbedingt mitteilen müssen.« Murphy 1986 (in *Clio* Nr. 24: 3)

Seither ist das FFGZ Berlin dort in hellen Räumlichkeiten einer Altbauwohnung mit hohen Fenstern und Holzboden verortet. In den Interviews wurde dieser Umzug neben Verweisen auf die insgesamt ruhigere und schöne Lage vor allem mit der Betonung einer seither andauernden Stetigkeit des Zentrums flankiert.¹

Im Folgenden wird die Dekade des Zentrums ab 1985 näher beleuchtet, auch um direkt anzuschließen an Kritik, die von maßgeblichen Aktivistinnen der frühen 1980er Jahre retrospektiv geäußert wurde angesichts von Wandlungsprozessen, die ab Mitte der 1980er Jahre einsetzten. Diese genauer zu betrachtende Phase stellte einen Übergang dar, hin zu einer ›modernerer Form des FFGZ‹, wie es von Aktivistinnen im Rahmen der geführten Interviews skizziert wurde. Im Ausklang des vorhergehenden Kapitels wurde bereits verwiesen auf Kritik, die ehemalige Aktivistinnen zu Veränderungen im Zentrum äußerten. Dies steht in Verbindung zu den Schlagworten der ›Professionalisierung‹ und ›Hierarchisierung‹, was sich sowohl auf inhaltliche Themen und deren Schwerpunktset-

1 Exemplarisch, aber analog zu anderen Darlegungen vgl. die Verweise von Aktivistin C1: »umgezogen, nach Schöneberg, in die Bamberger Straße 51 und dort ist das FFGZ auch heute noch. Und in der Bamberger war es dann eben wirklich schöner zu arbeiten, es war nicht so kalt, und es waren, sind wunderschöne Räume und es... die Frauen mit denen ich dort zusammengearbeitet hab, die einzige, die jetzt noch aus der alten Truppe dabei ist, ist die [E1], ach nee, und noch 'ne zweite... fällt mir jetzt nicht ein. Eine von den früheren kenn ich immer noch, [Aktivistin im FFGZ] so und so. [...] und [E1]! Die kenn ich noch von früher. Also die sind ja immer noch dabei, das ist ja ewig schon! Ewig lange Mitarbeiterinnen.« (C1 00:23:54-1).

zung, als auch auf personelle Konstellationen und Neugestaltung der Arbeitsweise im Zentrum bezog.

Um die Phase 1985 bis 1995 als Wandlungsphase genauer zu beleuchten, wird vorrangig auf die drei Einzelinterviews der Aktivistinnen D1, D2 und D3 rekurriert, da diese sich wiederholt indirekt aufeinander bezogen, obgleich die Interviews separat geführt worden waren und die Befragten zum Zeitpunkt der Interviews nicht in Kontakt zueinander standen. Die Verbindungslinien unter diesen Aktivistinnen zeigten sich in den drei Einzelinterviews wiederholt in Verweisen darauf, dass sie eng zusammengearbeitet und sich dabei thematisch, als auch in der politischen Haltung, nahegestanden hätten. Somit wurden diese drei Interviews für die Detailbetrachtung der zehnjährigen Phase bis 1995 zentral positioniert aufgegriffen. Als verdichtete Auseinandersetzung geben sie Aufschluss über die Wandlungen im FFGZ jener Zeit. Anhand der vorhandenen Abgrenzungslinien, die in den Aussagen der Aktivistinnen zu finden sind, lassen sich Ansätze zu Wandlungsprozessen konkret nachvollziehen und benannte Ursachen beleuchten. Obgleich in dieser Zeit auch andere Aktivistinnen aus dem Sample der Interviews aktiv waren und sich das Engagement zeitlich überlappte, bildeten D1, D2 und D3 offenbar eine Art Gruppe innerhalb der FFGZ-Gruppe, was auch anhand von Selbstverortungen aufgezeigt wird.² Die drei biografisch und politisch ähnlichen Erzählungen scheinen einen eigenen Kern der Gesamtprozesse zu spiegeln.³ Sie sind zugleich Sinnbild dessen, was den maßgeblichen Wandel des Zentrums in dieser Zeitphase auszumachen schien. Daher haben sich diese Interviews als inhaltlicher Fokus herauskristallisiert für die Frage nach grundlegenden Veränderungsprozessen im FFGZ Berlin.

Aktivistinnen D1, D2 und D3 schilderten in der Einzelbefragung jeweils über den Einstieg des Persönlich-Narrativen der eigenen Biografie die Erzählung, wie sich ihr Aktivismus im FFGZ entwickelte und entfaltete, wobei sie jeweils deutliche Parallelen aufwiesen. Charakteristika für ein gruppeninternes ›Wir‹ des ›Dreiergespanns‹ setzten sich zusammen aus einerseits inhaltlich-politischer Überlappung in akademisch geschulter Gesellschaftsanalyse, die zweitens ergänzt wurde durch eine eigene Definition dessen, was ›feministische Gesundheitspolitik‹ bedeuten und leisten sollte, und drittens, ebenfalls daraus ergehend, spezifische Vorstellungen zu Aktionsformen, die sich daraus ableiten ließen. Zwei der drei Aktivistinnen waren ausgebildete Soziologinnen mit Kenntnissen zu Medizin- und Gesundheitssoziologie und die Dritte war Politologin mit Schwerpunkt Gesundheitspolitik. Hierdurch hatten die akademischen Hintergründe eine signifikante Nähe und bedingten in den Inhalten einen Bezug zu jeweiligen Gegenstandsbetrachtungen und Problemfeldanalysen. Aus den Erzählungen

2 Dies konnte auch in direkten Querverweisen der Aktivistinnen aufeinander hervortreten. Das hieraus entstehende ›Wir‹ in dem sich die drei Aktivistinnen als gemeinsame Gruppierung innerhalb der zentrumseigenen Generationenfolge skizzieren ließen, konnte somit herausgearbeitet werden.

3 Wie sich bei näherer Betrachtung zeigte, waren diese drei Erzählungen im besonderen Maße aufschlussreich, da sich in ihnen die maßgebliche Umwälzung im Inneren des FFGZ abzeichnete, die sich in jenen Jahren vollzog. Die Veränderungsprozesse, die das Zentrum in den Jahren zuvor und in den Jahren danach durchlief, sind zwar ebenfalls relevant, doch nicht im selben Maß tiefgreifend, daher rücken sie tendenziell in den Hintergrund angesichts der Übergänge, die in jenem Zeitraum stattfanden, der im vorliegenden Kapitel eingegrenzt wird.

geht hervor, dass dies auch engere Zusammenarbeit innerhalb des Zentrums bedingen konnte. Eine Selbstbezeichnung, die in den Interviews Erwähnung fand, war es, die ›Politischen‹⁴ in der größeren Gruppe gewesen zu sein. Diese Bezeichnung ist als Abgrenzungsbewegung gegenüber jeweils anderen Aktivistinnen im Zentrum zu sehen und wird an gegebener Stelle erläutert.

Divergierende Auslegungen dessen, was Ziele und Aktionsformen des Aktivismus im FFGZ Berlin bedeuten sollten, schlug sich wie schon zuvor aufgezeigt, gruppendynamisch während sämtlicher Jahre seit Gründung der Gruppe als Blöcke- oder Lagerbildung im Kleinen nieder. Für die frühen Jahre beispielsweise kann aufgezeigt werden, dass sich interne Positionen bildeten und sich auch die Selbstbezeichnung der ›Politischen‹ als Abgrenzung zu den ›Spritiuellen‹ (›Spiri-Frauen‹) fand. Für den Zeitraum 1985 bis 1995 gab es anhand der Interviews hingegen zwei Abgrenzungsfolien, gegenüber denen sich die hier zentral positionierten ›Politischen‹ definierten: als Gegenpol gegenüber den ›Pragmatischen‹ im Zentrum, und in den 1990er Jahren gegenüber den ›Pädagogischen‹.⁵ Dies wird an gegebener Stelle entsprechend expliziert. Dass es über die Ebenen von Kritik keinen durchgängigen Konsens gegeben habe, skizzierten D1, D2 und D3 in besonderem Maß. Die drei Einzelinterviews eint die Aussage, dass sich die Aktivistinnen in großem Umfang aufeinander bezogen beim Ziel der Mobilisierung größerer Öffentlichkeiten.⁶

Ein Gesundheitszentrum zu gestalten, das über die eigene Beratungsarbeit und die eigenen Alltagsprobleme hinaus blickend in der politischen Aktivität ansetzen sollte, war ein Anliegen, das bereits den Beginn des FFGZ und die ersten Jahre der Gruppe prägte. Der Anspruch formte die Arbeitsweise über viele Jahre, doch wird für die Jahre 1985 bis 1995 deutlich, dass gerade hierin eine spezifische thematische Reibungsfläche entstand. Der kritische Blick auf Gegebenheiten trug offenbar auch dazu bei, nicht nur das ›Große Ganze‹ strukturell in den Blick zu nehmen, sondern auch das ›Kleine‹ vor Ort. Das Thema überregionaler Dachverbandsarbeit fand sich stärker bei den Aktivistinnen D1, D2 und D3 als bei anderen aktivistischen Schilderungen.

Relevant sind diese Punkte für die vorliegende Arbeit vor dem theoretischen Hintergrund der Frage nach Kritik und kritischer Haltung, da sich für die Zeitphase 1985 bis

4 Insgesamt waren aus Sicht der Interviewerin alle Mitwirkenden im FFGZ politisch aktiv. Doch in Kapitel 7 wird auf die Sprach- und Konzeptwahl der drei hier fokussierten Aktivistinnen D1, D2 und D3 zurückgegriffen.

5 Unter dem Schlagwort der ›Pädagogischen‹ wurden Frauen gefasst, die vorrangig ihre Hochschulbildung als Diplompädagogin oder Sozialpädagogin/Sozialarbeiterin absolviert hatten und – so die Haltung von D1, D2 und D3 – das FFGZ eher als Beratungsstelle mit Schwerpunkt auf Aspekten der Sozialen Arbeit mit zusätzlicher Öffentlichkeitsarbeit fokussierten. Die Bezeichnung der ›Pragmatischen‹ wurde hingegen verwendet als Verweis auf Aktivistinnen, die vorrangig daran interessiert gewesen seien, die bestehenden Angebote des Zentrums zu bearbeiten, während die ›Politischen‹ dabei offenbar stärkere Intervention in öffentliche Diskurse und medizinische Fachdiskurse intendierten.

6 Hierbei ist entscheidend, dass drei Aktivistinnen – ohne sich zuvor abzusprechen – dies im Rahmen der Einzelinterviews jeweils skizziert haben. Es ist für die Arbeit mit den Interviews nicht entscheidend, ob die Darlegung einer Tatsächlichkeit auf der Handlungsebene entsprach, sondern wie die Darlegung aufgebaut und diskursiv geformt ist.

1995 und die bereits angeklungenen Aspekte von Professionalisierung hier mehrere Ebenen des Ringens um ein eigenes Zentrum als Institution eröffneten. Da im vorhergehenden Kapitel skizziert und illustriert wurde, inwieweit sich bis 1985 spielerische Elemente in Aktionsformen des FFGZ mit der politischen Radikalität mischten, wird nun im Folgenden der Fokus geschärft, an welchen Punkten Professionalisierung einsetzte und wie die Aktivistinnen sich hierzu positioniert haben. Für die Einschätzung der Haltung von Kritik und ›Gegen-Verhalten‹ gegenüber herausgeforderten Institutionen im politischen Gefüge – wie es aus dem theoretischen Rahmen von Foucault heraus zu fragen wäre – ist es sinnig die Ebenen aktivistischer Handlungsperspektiven hervorzuheben. Hierdurch wird fokussiert, welche Kritik an Gesellschafts- und Bevölkerungspolitik, Ärzteschaften, Pharmaindustrie und allgemeiner Gesundheitsversorgung für diese Phase des FFGZ anhand der aktivistischen Retrospektive rekonstruiert werden kann.

So wie Aktivistinnen D1, D2 und D3 retrospektiv ihr Engagement skizzieren, zielen ihre Interventionen in die Arbeitsweise der Gruppe auf strukturelle Veränderungen ab. Daher kann davon ausgegangen werden, dass sie das FFGZ nachhaltig beeinflussten und – wie sich in der Gesamtschau der Interviews zeigt – nicht zufällig in einer Phase einer stringenteren Ausrichtung und Professionalisierung des Zentrums aktiv waren. Obgleich es parallel zu den drei zentral gestellten Interviews weitere Akteurinnen gab, die im Lager der ›Politischen‹ im FFGZ Berlin im selben Zeitraum aktiv waren, wird die engere Betrachtung auf die drei ausgewählten Akteurinnen eingegrenzt. Ergänzend wird jedoch auf weitere aktivistische Perspektiven rekurriert. Aktivistinnen D1, D2 und D3 zählten sich zu einer eigenen ›Generation‹ im FFGZ Berlin. Dies ist eine artifizielle Klassifikation, die beinhaltet, dass die Akteurinnen weder bereits während der 1970er Jahre im FFGZ aktiv waren und zudem Teil des Zentrums waren in einer Zeit des Umbruchs. Dieser Übergang lässt sich durch ein ›Vorher-Nachher‹-Konstrukt bis Mitte der 1990er Jahre eingrenzen.

Die Beschreibungen der Inhalte und der Arbeitsweise des Zentrums lassen sich für die Zeit vor dem Übergang als ›vorher‹ und die Zeit nach dem Übergang als ›nachher‹ klassifizieren, wobei damit nicht gesagt wäre, dass die Veränderung im Grund des Engagements der drei Aktivistinnen zu verorten sei. Vielmehr können die Schilderungen der drei zentral gestellten Interviews genutzt werden als Kontrastfilter auch gegenüber Interviews anderer Zeitphasen, um diese besser zu verstehen und im Bündelungsstrahl auszuleuchten. Da die inhaltliche Bündelung der Aussagen im Folgenden dahingehend vorgenommen wird, dass zentrale Themen und Veränderungen des Zentrums zwischen 1985 und 1995 charakterisiert werden, wird im Vorfeld vorgestellt, mit welcher Vorprägung die drei Akteurinnen D1, D2 und D3 ihren Weg zum Engagement im FFGZ fanden. Dies soll die Nähe der Akteurinnen zueinander nachvollziehen lassen und die gemeinsame Ausrichtung des Engagements im FFGZ greifbarer machen.

7.1 Akademische Auseinandersetzung als Politikform

Akteurinnen, die in den späten 1970er Jahren studierten und im Rahmen des akademischen Engagements zur feministischen Politik stießen, müssen als spätere Einsteigerinnen der Neuen Frauenbewegung verstanden werden, auch wenn sie sich selbst unmit-

telbar als Aktivistinnen der Anfangszeit sehen und benennen würden. Das Spezifikum der frauenbewegten Kreise an Hochschulen des deutschsprachigen Raumes liegt im Unterschied zwischen 1972 und 1977. Denn während zum früheren Zeitpunkt die *Aktion 218* ab 1971 gerade die Aktivitäten von feministischen Gruppen der Bundesrepublik zu bündeln versuchte und 1972 eine thematische Pluralisierungsphase einsetzte, bei der sich zahlreiche Frauengruppen gründeten, um die thematische Breite frauenpolitischer Anliegen zu eröffnen, gab es 1977 andere Voraussetzungen der politischen Arbeit. So gab es schon eine Vielfalt in der lokalen sowie überregionalen feministischen Infrastruktur und die Auseinandersetzungen hatten sich thematisch sowie in der Aktionsform verändert.

In den Jahren 1977 bis 1979 waren durch die bis dahin zahlreich entstandenen Projekte bereits große überregionale Netzwerke und jeweils lokale Anlaufstellen geschaffen worden, auf die Frauen zurückgreifen konnten. Frauenverlage, Frauenbuchläden, Frauen-Cafés, Frauenkneipen und zahlreiche weitere frauenbewegte Einrichtungen schufen binnen kurzer Zeit ein umfangreiches Netz, in dem sich Aktivistinnen viel rascher miteinander in Verbindung setzen konnten als in der Frühphase der Bewegung. Die Sommeruniversitäten West-Berlins erhielten ab 1976 starken überregionalen Zulauf und mit den Zeitschriften ›*Courage*‹ und ›*Emma*‹ existierten in den späten 1970er Jahren gleich zwei Verständigungsplattformen zu feministischer Politik. Hinzu kamen die inzwischen regelmäßig erscheinenden Frauenjahrbücher und Frauenkalender, die ab 1975 erhältlich waren. Um 1977 kann deshalb bereits von anderen Selbstverständlichkeiten der frauenpolitisch organisierten Szene ausgegangen werden (vgl. Anders 1988a; Karras 1989; Nave-Herz 1989).

An Hochschulen des deutschsprachigen Raumes waren ab 1977 Seminare und Forschungsarbeiten mit der Schwerpunktsetzung ›Geschlechterforschung‹ beziehungsweise ›Frauenforschung‹ zwar noch kein Teil des etablierten akademischen Kanons, doch zumindest als Ergänzung der selbstorganisierten studentischen Infrastruktur vorhanden. Ab 1975 kam es zudem vermehrt zu Forschungsprojekten und Abschlussarbeiten, deren thematischer Bezug zur zeitgenössischen frauenbewegten Politik ersichtlich war.⁷ Frauenbewegte Studentinnen verbanden dabei oft das ›Persönliche‹ mit dem ›Politischen‹ sowie dem ›Akademischen‹. Hier ist auch die Schnittstelle von Hochschulbildung und politischem Engagement zu finden. Akademische Analyse wurde letztlich auch als eigene Politikform der Neuen Frauenbewegung ab Mitte der 1970er Jahre betont. Die Verknüpfung dieser Bereiche wurde im Verständnis von akademischer Reflexion auch in der Selbstreflexion der (akademischen) Akteurinnen der Bewegung deutlich.

Dies findet sich als Perspektive im Dreiersample von D1, D2 und D3, wenngleich sich die biografischen Wege ganz unterschiedlich entwickelt hatten. In der Retrospektive der

7 Beispielhaft sei auf die Publikation von Böhm, Daams und Eichenbrenner (1977) verwiesen, die in Vorbemerkung und Vorwort den Zusammenhang zwischen frauenpolitischem Engagement und der Themensetzung von Diplom-Arbeiten jener Zeit aus Sicht von feministisch inspirierten Studentinnen beschreibt sowie die Entstehung der Publikation selbst vor diesem Hintergrund zentral thematisiert. So betonen die Autorinnen vorab: »Dieses Buch ist aus der Notwendigkeit von uns drei Frauen, das Examen als Diplomsozialpädagoginnen leisten zu müssen, entstanden und wurde ursprünglich im Rahmen einer patriarchalischen Uni-Öffentlichkeit als Diplomarbeit geschrieben« (Böhm/Daams/Eichenbrenner 1977: 1).

Interviews wird ein Wechselspiel deutlich, das sich zwischen politisierender Protestbewegung, dem Streben nach akademischer Reflexion und Publikationstätigkeit ergab. Der Drang nach gleichzeitiger Reflexion, sowohl der gesellschaftlichen Strukturen als auch der persönlichen Erfahrungen hiermit, ist auch über das FFGZ hinaus ein zentrales Charakteristikum der Neuen Frauenbewegung, das sich bis weit in die 1980er und 1990er Jahre hinein zog. Die Rückbindung in akademisch-wissenschaftliche Kreise und eine Erweiterung der Theorie- und Methodendiskussionen wurde in den Interviews als Teil des politisch-aktivistischen Handelns benannt. So scheint die Verwobenheit der je eigenen Biografie, der Tätigkeiten im politischen Aktivismus und des sich daraus ergebenden Blicks auf gesellschaftliche Verhältnisse auch mit einem normativen Ansatz von Aktivismus jener Zeit zu korrespondieren. Zu reflektieren und in Worte zu fassen, worin die Verbindung zwischen ›Großem Ganzen‹ und dem ›Persönlich-Politischen‹ lag, zog sich auch jenseits von Frauengesundheitszentren als normatives Narrativ durch akademisch inspirierte feministische Politik der 1980er, 1990er und 2000er Jahre (vgl. Müller 2004: 13).

Zwar waren im FFGZ bereits Akademikerinnen der Sozialwissenschaften aktiv, doch kam mit den 1980er Jahren durch das Hinzukommen von Aktivistinnen D1, D2 und D3 das Publizieren auch im wissenschaftlichen Kontext als Form der Einflussnahme auf politische Gegebenheiten verstärkt hinzu. Als D1 und D2 in den 1980er Jahren zum FFGZ Berlin kamen, bestimmte das Prinzip ›Alle machen alles‹ die gemeinsame Arbeitsweise vor Ort und beide hatten bereits an der Hochschule die Auseinandersetzung mit frauenpolitischen Themen und Gesellschaftsanalyse aufgegriffen. Für die 1980er und frühen 1990er Jahre sind professionell erarbeitete Publikationen mit wissenschaftlichem Anspruch und fachsprachlicher Präzision kennzeichnend, die neben der Zeitschrift *Clio* veröffentlicht wurden. Die Zeitschrift selbst unterlag ab 1990er einer Professionalisierung in Layout und Komposition sowie der sprachlichen Glättung. So finden sich Ansätze zur Verfestigung des eigenen Engagements sowie Bekräftigung der Ansprüche auf Sichtbarkeit der eigenen Arbeit.

Eine Problematik zwischen entlohnter und nicht-entlohnter Arbeit im FFGZ Berlin wurde deutlich für die späteren 1980er Jahre thematisiert, da eine ausführliche Diskussion um finanzielle Mittel auf den Plenumsitzungen hohe Wellen schlug und sich die Arbeitsweise gleichsam in jener Zeit verfestigen sollte. Dieser Aspekt wird im folgenden Unterkapitel genauer erläutert, besonders vor dem Hintergrund der Veränderungen, die hierauf basierend initiiert wurden.

7.2 Finanzierung durch ›Staatsknete‹

In den frühen 1980er Jahren prägten Diskussionen zum Für und Wider der Arbeitsweise mit öffentlichen Geldern die Projekteszene der Neuen Frauenbewegung in West-Berlin. Um diesen Diskussionen eine geeignete Plattform zu geben, wurde ein Arbeitskreis einberufen, der unter Aktivistinnen auch *AK Staatsknete* genannt wurde. Ehmsen hebt in ihrer Studie zur Institutionalisierung der Bewegung für die BRD hervor, dass es dabei eine intensivierte Diskussion um Staatsgelder, die für die Arbeit von Frauenprojekten eingeworben werden konnten, gab (vgl. Ehmsen 2008:121). Bereits diese Diskussionen be-

stimmten die frauenbewegten Kreise West-Berlins neu und führten zu heftigen Auseinandersetzungen unter Aktivistinnen. Diese Reibungsfläche konnte einerseits innerhalb der einzelnen Frauenprojekte selbst hervortreten, als auch zu Reibung und Abgrenzung unter einzelnen Gruppierungen führen. Das FFGZ Berlin ist, um dies bereits vorweg zu nehmen, exemplarisch zu betrachten als eines jener Frauenprojekte, das sich schließlich *für* die Arbeit mit ›Staatsknete‹ – also finanziellen Mitteln aus öffentlicher Hand – entschied und hiermit einen internen Veränderungsprozess einging. Denn nicht zuletzt die Veränderungen von Gruppenstruktur und Arbeitsweise des FFGZ West-Berlin müssen in Verbindung gesetzt werden zu der Entscheidung Gelder aus der Kasse des West-Berliner Senats einzuwerben und damit zu arbeiten. Diese Vorgehensweise wird im Folgenden näher beleuchtet.

Der AK *Staatsknete* setzte sich als Verständigungsplattform damit auseinander, welche Möglichkeiten Frauenprojekten der Autonomen Frauenbewegung durch öffentliche Gelder offenstanden und mit welchen Einschränkungen gleichsam zu rechnen war. Ein Konzept, das der West-Berliner Sozialsenator Ulf Fink einführte, um Projekte der Berliner Selbsthilfebewegung zu finanzieren, war ein ›Finanztopf‹ der eingerichtet wurde und auf den sich die einzelnen existierenden Projekte bewerben konnten, wenn sie aus diesen Mitteln eine Finanzierung oder Teil-Finanzierung anstrebten. Das FFGZ Berlin war Teil des Plenums vom AK *Staatsknete*, der sich 1980 in West-Berlin gründete, damals als Folgeerscheinung der ›1. Berliner Frauenkonferenz der traditionellen Frauenverbände und der autonomen Frauengruppen‹, die 1977 stattgefunden hatte. Ehmsen hat diese Zusammenhänge in ihrer Studie zur Institutionalisierung der Neuen Frauenbewegung beleuchtet:

»Die Frauenbewegung hatte bis dahin den Schwerpunkt darauf gelegt, eine eigene, möglichst unabhängige Infrastruktur aufzubauen und durch öffentliche Aktionen sichtbar zu sein. Berufliche Gleichstellung und staatliche Finanzierung, für die es zuvor weder in der Frauenbewegung noch in der Landespolitik Konzepte gab, wurden nun auf beiden Seiten sichtbar. Eine wesentliche Voraussetzung dieser Debatte war die Existenz einer starken anti-staatlichen Alternativ- und Hausbesetzerzene, zu der auch die Frauenbewegung gehörte. [...] Im Kontext der innenpolitischen Spannungen, aber auch der Berliner Bau- und Sanierungspolitik verschärften sich die Konflikte zwischen Protestbewegungen und Senat. Der Senat finanzierte deshalb verschiedene Programme, mittels derer Teile der alternativen Projektszene in staatliche Politikkonzepte eingebunden werden sollten. Aber auch innerhalb der Projektszene waren Bemühungen erkennbar, die eigene politische Arbeit durch staatliche Finanzierung zur Berufsperspektive auszubauen.« (Ehmsen 2008: 120)

Was folgte, war ein ›Spagat‹, wie Ehmsen es nennt, zwischen Autonomie und Radikalität der Inhalte und gleichsam einer öffentlichen Anerkennung, die – vermittelt durch staatliche Finanzierung – einen formalen Rahmen setzte. Das Finanzierungsprogramm für Selbsthilfeprojekte wurde auch unter dem Schlagwort ›Fink-Topf‹ bekannt, bei dessen Ausschreibungsrunden sich jene West-Berliner Projekte bewerben konnten, die eine Verbindung von Selbsthilfe und Wohlfahrt darstellen konnten (vgl. Ehmsen 2008: 120f.). Die Bewilligung der Gelder aus jenem Senatstopf für Selbsthilfeprojekte war zunächst

daran geknüpft, dass Projekte finanziert wurden »im Wesentlichen dort, wo diese sozialstaatliche Aufgaben übernahmen« (Ehmsen 2008: 121).

In den Schilderungen der Akteurinnen werden diese Prozesse auch nach Jahrzehnten aufgegriffen:

»Ja, das war ja damals auch mit Ulf Fink, der anfang, die soziale Bewegung, dem auch 'ne finanzielle Ausstattung zu ermöglichen. Auch das waren ja immer große Diskussionen! Wo fängt Vereinnahmung an? Und wo verbleibt Autonomie? [...] Selbstverständlich war dann, dass, zu einer Institution... die dann, wenn sie finanziert ist, sich kümmern wird und kümmern muss, und ... also ich denke, FFGZ hat viele Zeiten mitgemacht auch dann, nicht zu wissen, ob finanziert wird [...] das war, ich weiß gar nicht, wie es jetzt ist, ob es wieder infrage steht – steht ja immer mal wieder infrage – Haushaltskürzungen und Kürzungen dieses Bereichs.« D3 00:56:06-3

Doch mit den Diskussionen des *AK Staatsknete* ging auch eine interne Thematisierung der Wertigkeit der eigenen Arbeit einher, die durch die Gelder aus öffentlicher Hand auch eine dementsprechende öffentliche Anerkennung erfahren konnte. Das Ringen um Sichtbarkeit der Arbeit des FFGZ ist schon in Kapitel 6 vorgestellt worden. Der Ansatz des Zentrums, inhaltlich ungebunden und autonom sein zu können, ließ sich allerdings oft nur dann verwirklichen, wenn abseits der öffentlichen Wahrnehmung agiert wurde. Was die Mitwirkenden des FFGZ, die von der Qualität der eigenen Arbeit überzeugt waren, jedoch erreichen wollten, war eine größere öffentliche Wahrnehmung. Mit einer Finanzierung durch den Senat West-Berlins schien sich dies verbinden zu lassen.

» [...] Ich mein, was man so sagen muss, was auch aus 'ner anderen Perspektive heraus: es war natürlich ein Zentrum, was sich immer die Themen suchen konnte. Also, es war durch nichts und niemanden gebunden. Inhaltlich hatten wir überhaupt keine Rechenschaftspflicht jemandem gegenüber! Und das gab eine wahnsinnige Freiheit und gibt es, denke ich, auch immer noch. Weil die Ernsthaftigkeit und die Seriosität des Zentrums nie infrage stand. Und da hatte ja auch noch [Frau H.] uns im Abgeordnetenempfang zum Jubiläum [1994] ... und also es war schon in weiten Kreisen klar, es ist ein solides Zentrum, welches gut arbeitet und einen sehr sehr positiven Ansatz hat.« D3 00:57:22-2

Die Krux, die mit den finanziellen Mitteln seitens des Senates einherging, war die Abhängigkeit von den Mitteln, die stets neu zu beantragen waren und deren Bewilligung bei jeder Bewerbungsrunde prinzipiell infrage stehen konnte. Damit war klar, dass es keine längere Planungssicherheit für das FFGZ gab. Diese Dynamik der scheinbaren Absicherung der Arbeitsweise bei gleichzeitiger Unsicherheit, ob die Gelder bewilligt und ausbezahlt würden, bedeutete eine Ebene von Abhängigkeit, die von den Akteurinnen des FFGZ Berlin als stete »Baustelle« benannt wird. Es war gleichsam das umstrittene Thema der gesamten lokalen »Projekteszene« und darin im Speziellen der frauenbewegten Kreise. Solidarischer Austausch mit anderen Projekten sollte im Rahmen des *AK Staatsknete* organisiert werden:

»Also das war ein berlinweites Plenum, was stattfand, an dem alle Frauenprojekte teilnahmen, die es so gab. Und es ging um Staatsknete im Wesentlichen, kann man schon so sagen. Ne, also es ging aber auch um Sichtbarkeit von Frauenprojekten, was sich aber immer in Geld festmachte. Ne, also in so Forderungen wie ›Wir Frauen sind die Hälfte des Himmels, wir wollen auch die Hälfte des Geldes‹, so ungefähr. [...] Wo also erst mal es darum ging, also die erreichten Positionen – also die einen hatten schon irgendwie Stellen, die anderen noch nicht und so – also da möglichst also auch das zu erweitern und zu verteidigen. ... Also, dass darüber ein Austausch stattfand und damit also auch sozusagen so eine Verhandlungsposition gegenüber dem Senat geschaffen wurde. [...] Also so eine ... inhaltliche Vernetzung, wo es auch darum gegangen wäre, sagen wir mal, so Frauenpositionen zu stärken, bestimmte Themen zusammen zu bearbeiten und so, das fand da nicht statt. ... Also die Finanzen standen eindeutig im Vordergrund.« D2 00:46:44-1

Inwieweit der AK *Staatsknete* solidarische Bezugnahme zu mehr werden ließ als bloßer ideeller Unterstützung, lässt sich im Rahmen der vorliegenden Betrachtung nicht ausreichend einschätzen. Weitere Forschung hierzu ist wünschenswert, denn bislang ist lediglich greifbar, dass der Anspruch, eine Art ›Schutzschild‹ der Frauenprojekte gegenüber einer Inanspruchnahme von Seiten der Senatspolitik zu bilden, sich offenbar schwer einlösen ließ. Die Auswirkungen des Arbeitens mit öffentlichen Geldern aus sozialpolitischem Ansatz blieb offenkundig der Ansatzpunkt für die fortlaufende Diskussion über die Inhalte der eigenen Arbeit und die Richtungsgebung der eigenen Arbeitsweise, besonders im FFGZ Berlin:

»[...] ganz stark machte diese Frage der Staatsknete, ne. Wie finanziert man sich, wie ... wie bezahlen wir uns? ... Was kann man von den Frauen an Geld verlangen? Wie ge-/wie erreichen wir die Frauen, die **kein** Geld haben? Und sollte der Staat das bezahlen? ... Ja, das waren ja so die Anfänge von, von Staatsknete und ... so. Also das war ein ... Thema, das uns **sehr** beschäftigte: Wie können wir die Miete zahlen und so? Und da war ... die, die ... die Kosten waren damals sehr transparent: ... Eine hat, die Buchhaltung wurde aufgeschrieben, ne, aber das ... war eine Sache von allen. Ja? Eine, oder eine, ein Anliegen von allen.« D1 00:38:02

Noch bevor die konkreten Arbeitsbereiche der FFGZ-Aktivistinnen der Zeitphase zwischen 1985 und 1995 vorgestellt werden oder die inhaltlichen Verschiebungen zum Zeitraum davor hervorgehoben werden, ist an dieser Stelle relevant, dass betont wird, inwieweit die Diskussion zu den Rahmenbedingungen der Arbeit im FFGZ die Dynamiken der weiteren Zusammenarbeit der Aktivistinnen bestimmten. Die Reflexion von Zeitstrukturen, die die Arbeit rahmten und bestimmten, ist ein eigener inhaltlicher Fokus.

7.3 Anlaufstelle sein – Beratungsstelle werden

Um die Arbeitsweise des Zentrums einordnen zu können, ist es neben der Frage von Entlohnung, die sich stellte, wichtig, die Frauen zu beschreiben, die im Zeitraum der 1980er und 1990er Jahre das FFGZ West-Berlin aufsuchten. Jene wurden im Rahmen der Inter-

views durch die Aktivistinnen meist schlicht »Frauen« genannt oder »die Frauen, die zu uns kamen«. Unter Umständen wurden sie auch als »Kursteilnehmerinnen« bezeichnet, wenn es sich explizit um Frauen handelte, die an Selbstuntersuchungskursen partizipierten. Einen einheitlichen Begriff jedoch scheint es nicht gegeben zu haben. Etikettierungen wie »Nutzerinnen« oder »Klientel« sind vor dem Hintergrund der politischen Anliegen der Frauengesundheitsbewegung nachträgliche und unter Aktivistinnen umstrittene Bezeichnungen.

Für die Zeitphasen vor 1995 kann davon ausgegangen werden, dass die Aktivistinnen sich darüber verständigten als FFGZ grundsätzlich eine Anlaufstelle für Frauen darzustellen. Dabei wurde diskutiert, von welchen Frauen sie wahrgenommen und aufgesucht wurden und welche Frauen sie mit der Arbeit des FFGZ darüber hinaus gerne ansprechen und erreichen würden. Von den Frauen, die ins FFGZ West-Berlin kamen und dort die Angebote des Zentrums wahrnehmen wollten, ist relativ wenig überliefert. Die Mitarbeiterinnen des Zentrums nannten sie, wie bereits erwähnt, zumeist »die Frauen, die zu uns kamen«. Diese Bezeichnung erklärt sich allerdings vor dem Hintergrund, dass diejenigen, die im FFGZ Berlin engagiert waren, im »Wir« aufgingen, während »die Frauen« dann alle anderen waren. Zwischen denjenigen Frauen, die von außen ins FFGZ Berlin kamen – einen Kurs oder mehrere Angebote wahrnehmend – und den Mitwirkenden des Zentrums selbst, war ein fließender Übergang möglich, wenn gesundheitspolitisch bewegte neue Frauen in der Gruppe mitarbeiten wollten. Allein am Beispiel von Aktivistin D2 kann dies aufgezeigt werden, wenngleich sie andeutet, dass es nach ihrem Eintritt in die Gruppe größere Barrieren gegeben habe für die Mitarbeit im FFGZ (vgl. D2 00:28:25-2).

Die Frauen, die die Angebote des FFGZ Berlin wahrnahmen, waren vermutlich meist bereits in anderer Form dem Zentrum begegnet. Sie hatten entweder eine der Publikationen gesehen, die in alternativen Kreisen West-Berlins relativ weit verbreitet waren, oder aber im Bekanntenkreis vom FFGZ gehört. Zusätzlich scheinen auch Volkshochschulkurse Kontakt zu den Inhalten und Angeboten des Gesundheitszentrums ermöglicht zu haben. Die Volkshochschulkurse dienten dem Ziel mehr als nur andere Aktivistinnen eines bereits frauenbewegten Publikums ansprechen zu wollen. Den Mitwirkenden im FFGZ Berlin war es ein Anliegen, Angebote für Frauen zu schaffen, die noch keinen Kontakt mit der Frauenbewegung hatten. Akteurin D2 hatte die Teilnahme im Kurs beispielsweise für Anliegen der Frauengesundheit derart sensibilisiert, dass sie das eigene Engagement im FFGZ anstrebte.

Das Ansprechen von möglichst vielen und möglichst vielfältig verschiedenen Frauen war bereits in den 1970er Jahren und ebenso in den 1980er Jahren eines der immer wiederkehrend thematisierten Anliegen der Gruppe. D1 bezeichnete dies als Ansatz der Aktivistinnen, die Volkshochschule als Ort hierfür zu begreifen:

»Allerdings ... machten wir ja auch schon früh Volkshochschulkurse... wobei heute weiß ich auch, dass Volkshochschulen Bildungseinrichtungen sind, ... wo nur bestimmte hingehen. **Damals** dachten wir, das ist unser Outreach. Ja? **Da** erreichten wir **wirklich** die anderen Frauen, weil der Kurs ja so billig ist. Das stimmte auch in dem Sinne, dass man dort ja viel ... preiswerteres Angebot hatte ... und die Frauen **wenig** bezahlen mussten. Nur diese Bildungsaffinität ... der Mittelschicht, das haben... das habe ich damals nicht

so gesehen. Ja? Also [...] Migrantinnen zu erreichen oder Frauen **ohne** Health Literacy, also das ... glaube ich ... hatten wir nur **marginal**.« D1 00:40:55

Aktivistin D1 bedauert retrospektiv, dass in den eigenen Überlegungen jener Zeit die Ausschlussmechanismen von Volkshochschulen zu wenig reflektiert worden seien. Derlei Diskussionen wurden bei regelmäßigen Besuchen durch A1, die sich als Hochschuldozentin mit der Ebene der akademischen Reflexion sozialer Ungleichheiten befasste, im FFGZ angestoßen. Die befragten Akteurinnen beschrieben diese Besuche und Gespräche als ambivalent, da sie zugleich anregend als auch anstrengend gewesen seien. Letztlich wurde die Agenda des FFGZ Berlin wiederkehrend vehement auf den Prüfstand gestellt und durch Reflexionsprozesse erweitert. Diese umfassten etliche Ebenen sozialer Ungleichheit, denn die Gruppe hatte sich früh vorgenommen, kapitalismuskritisch zu sein, antisexistisch zu arbeiten und rassismuskritisch zu denken.⁸ Aktivistin D2 war als ausgebildete Soziologin daran interessiert, eigene Daten zu den Frauen zu erheben, die ratsuchend an das FFGZ herantraten oder an den Kursen partizipierten. Sie skizzierte im Gespräch, inwieweit sie eine Typologie eingrenzen konnte in jener Zeit und ob es so etwas wie eine ›typische FFGZ-Nutzerin‹, gab. Die Ergebnisse schienen sie selbst überrascht zu haben:

»Ich würde mal sagen die Frauen waren ziemlich **nah dran** ... an uns. Also es war **eine Kultur**. Wir haben das damals natürlich nicht so statistisch erfasst, ne, das war einfach überhaupt nicht Thema. ... Aber so vom Gefühl her würde ich sagen waren das schon Frauen, auf jeden Fall, mit ähnlicher Vorbildung. Also Mittelschichtsfrauen... die alle aus, ja, ... ich würd nicht sagen so ausschließlich aus nem universitären Bereich, aber **überwiegend**. Es gab schon immer Frauen, das hat natürlich auch **mit der Bewegung** zu tun. Also die, diese **Bewegung** damals hat ja auch viele verschiedene Schichten von Frauen erreicht.« D2 00:33:04-4

Die Beschreibung derselben ›Kultur‹ der Frauenbewegung meint gleichsam die Bandbreite der frauenbewegten Kreise, die durchaus divergente Ausdrucksformen und Lebensformen von Frauen umfassen konnten:

»Ich würd mal sagen **frauenbewegte Frauen**. Das konnte auch 'ne Frau sein, die irgendwo ... in der Ausbildung war zur Bürokauffrau oder so. Vielleicht eher unwahrscheinlich – oder zur **Tischlerin** in der alternativen Tischlerei, sowas [zum Beispiel], also ... eher aus alternativen Projekten kamen, also es musste dann nicht unbedingt die Akademikerin sein. Sondern, es konnte schon so'n bisschen gemischt sein, aber überwiegend waren es, glaube ich, schon Frauen mit akademischem Hintergrund, also Studentinnen, junge Akademikerin, also Frauen, die auch vom Alter her ... eher so nah an uns dran waren. Ne, also es variierte nicht zu stark. Es gab weder ganz junge noch gab es eben die älteren Frauen, sondern das waren so... ja, wir waren alle so 30. In den 30ern. Und so waren die Frauen auch.« D2 00:33:56-6

8 Durch A1 angeregt, umfasste dies Denkanstöße mit zumindest ansatzweise postkolonialen Perspektiven.

In der Frage danach, ob dies gleichbleibend oder Veränderungsprozessen ausgesetzt war, antwortet D2, dass es moderate Veränderungsprozesse gegeben habe. Diese Veränderungen jedoch seien nicht derart grundlegender Form gewesen, dass das FFGZ Berlin es geschafft hätte, durch die eigene Arbeitsweise völlig andere Milieus anzusprechen, sondern dass diese Veränderung der Frauen, die Angebote im FFGZ Berlin wahrnahmen, eher durch variierende thematische Schwerpunktsetzungen gekommen sei. Diese Variationen hätten wiederum eine Rückwirkung auf die FFGZ-Gruppe selbst gehabt:

»Ja, das hat sich durchaus verändert, aber das hing dann auch zum Beispiel mit Themen zusammen. Also ich meine wir haben, ne Zeitlang haben wir auch versucht Mädchenarbeit zu machen. Also da gab es eine Kollegin, die da auch mehr zu tendiert hat. Das hat [...] dazu geführt, dass wir sehr nah an jungen Frauen dran waren. Aber als die ging, dann, haben wir, [...] als sehr wichtiges Thema, das das FFGZ Berlin auch immer so charakterisiert hat: das Thema »Wechseljahre« und Hormone in den Mittelpunkt gestellt. Und darüber hatten wir dann wieder, natürlich auch 'ne andere Klientel. Da kamen dann natürlich auch die älteren Frauen.« D2 00:34:48-4

Da der fließende Übergang zwischen interessierten Frauen, Kursteilnehmerinnen und Mitwirkenden bereits angesprochen wurde, muss für die voranschreitenden 1980er und 1990er Jahre eingeschränkt werden, dass die personellen Wechsel der Gruppe sich tendenziell verlangsamen. Neue Mitwirkende konnten eigene thematische Akzente setzen, wenn sie seitens der bestehenden FFGZ-Gruppe aufgenommen wurden:

»Wie gesagt, der personelle Wechsel war ja dabei auch immer zu beachten: wenn Alte gingen und Neue kamen, die Neuen brachten wieder irgendwas ein. Und diese Neuen wurden dann auch regelrecht im Bewerbungsverfahren auch ausgesucht, also das war klar, das war nicht mehr irgendwie so: Ich hab Lust hier mitzumachen...« D2 00:28:25-2

Die thematischen Veränderungen, die durch personelle Wechsel entstanden, werden diesbezüglich einerseits in der Altersgruppe verortet, die als »neue Frauen« durch das FFGZ Berlin angesprochen wurde. Hinsichtlich der ökonomischen Situation derjenigen Frauen, die an Angeboten des FFGZ partizipierten, fanden sich zumeist diejenigen, die nicht ökonomisch »arriviert« waren, so D2. Die eigene Arbeitsweise zu hinterfragen, gehörte zum Repertoire des FFGZ Berlin dazu und diese Fragen wurden unmittelbar mit den eigenen Einschätzungen zu Frauen, die durch das FFGZ Berlin erreicht wurden, verknüpft.

»Aber, ja und ich würde sagen schon auch relativ gemischt. Also wenn ich jetzt nochmal so gucke, wie hat sich das verändert, die Zusammensetzung der Frauen ... ich hatte in den 90er Jahren dann mal so 'ne Befragung gemacht, weil das war noch lange bevor so Qualitätsstandards aufkamen nach denen das gefordert wurde, einfach um zu wissen, wer kommt eigentlich zu uns und ich glaube, ich hab dazu zig Frauen erfasst, die so im Laufe eines Monats zu den Beratungen gekommen sind und hab festgestellt, also das fand ich damals noch so interessant: das waren Frauen, die also mit nem höheren Bildungsgrad, also viele Studentinnen, oder arbeitslose Akademikerinnen, aber Frauen, die über sehr geringe Einkommen verfügten.« D2 00:35:49

Diejenigen Frauen, die Kurse und Beratung des FFGZ wahrnahmen, werden von der Aktivistin beschrieben als jene, die akademisch ausgebildet oder vorgebildet gewesen sind, jedoch nicht über Wohlsituiertheit verfügten:

»Also es kamen **weder** die **arrivierten** Frauen, sag ich jetzt mal, also die irgendwo in guten Positionen saßen, **noch** kamen also jetzt die Frauen, die untere Mittelschicht oder ... gar also jetzt Frauen mit niedrigem Bildungsgrad oder die vielleicht, Mittelschicht ist ja immer schwierig das abzubilden, aber es konnten Frauen sein, die über ein gutes Einkommen verfügten sagen wir mal **über den Ehemann oder sonstwie**, aber die waren eher nicht vertreten, sondern es waren gebildete Frauen, aber die in, ich würd schon sagen **prekären Verhältnissen** lebten. Wir haben dann erfragt das Familieneinkommen und das lag dann immer so um die 1000 DM, also das waren die, wo ich dachte oh, die müssen ja ganz schön knapsen. Ist klar bei Studentinnen, aber es waren eben durchaus Frauen, die ihre Ausbildung beendet hatten, ihr Studium und dann arbeitslos waren. Und, oder sich eben auch mit so kleinen Jobs durchschlugen. Und natürlich auch so'n bisschen aus dem Alternativbereich auch also diese **Alternativwirtschaft**, auch aus anderen Projekten, es konnten auch eben Handwerksprojekte sein, sowas ... aber eben dann auch nicht über die großen Einkommen verfügten.« D2 00:37:35-7

Gleichsam wird von D2 betont, dass dies in anderen Phasen des FFGZ variiert haben könnte, in denen jedoch die Daten über die Frauen, die ins Zentrum kamen nicht derart systematisierend bekannt sind:

»Das ist jetzt natürlich nur so'n Blitzlicht, ich kann jetzt nicht sagen wie das davor und danach genau war, aber ich mein es gibt so'n bisschen so'n Eindruck darüber was für Frauen das waren.« D2 00:37:48-1

Die Mitstreiterinnen beschrieben – mit Blick auf die Frauen, die als Interessierte die Kursangebote oder Beratung wahrnahmen – die Existenzweise des FFGZ als eine kleine Institution, die aus einer Nische heraus agierte und dennoch besonders in den späten 1980er sowie frühen 1990er Jahren ihren Bekanntheitsgrad als verlässliche Anlaufstelle erlangte:

»Ja. Ich denke, zu Beginn waren es Frauen, die selber soziale Bewegung suchten und was machen wollten und aktiv werden wollten und irgendwann wurde dann ein Kreis ... kam wirklich ins Haus, der wirklich die Information suchte und so andere Anregungen zu den traditionellen ... oder die medizinisch Probleme hatten und gesagt haben dann brauchen sie nochmal 'nen anderen, völlig anderen Ansatz.« D3 01:08:58-9

Dabei wird weiterhin die Verbindung zur sozialen Bewegung hervorgehoben, die den Bezug zur Wahrnehmung der Angebote des FFGZ beeinflusste:

»Das hatte natürlich mit Verbreitung zu tun. Und also Bekanntheitsgrad [des FFGZ Berlin, S.B.]. Ja, ich glaub, da muss man dann die soziale Bewegung insgesamt in den Blick nehmen. Ne. Als da dieses, die Hoch-Zeit war des Engagements, und der Suche nach Alternativen und nach Einwirken können in dieses System, da wurde es natürlich dann von diesen Frauen auch aufgesucht, aber auch das ging ja zurück überall, also insge-

samt in den sozialen Bewegungen, hat es ja auch eine Verringerung gegeben. Und ich glaube, das war nicht plötzlich. Also nicht, dass man sagte ›Was ist jetzt?‹ sondern, auch selber eingeleitet hat und durch Öffentlichkeitsarbeit, es war ja auch gewollt. Ne **gewollte** Veränderung.« D3 01:10:20–3

D3 beschrieb die beständige Praxis des ›über den Tellerrand-Schauens‹, die das FFGZ Berlin hinsichtlich der eigenen Themen und Inhalte anstrebte. So habe das Zentrum stets nach Anknüpfungspunkten gesucht und dem Kontakt oder der Kooperation mit anderen Einrichtungen offen gegenübergestanden, auch weil es stets potenziell interessierte Frauen in anderen Projekten gab:

»[...] und ich denke, was wir damals schon gemacht haben: 'ne Öffnung nach außen ganz stark und haben Frauengruppen in anderen Institutionen aufgesucht... in den Bezirken, oder auch mit den ... Frauenbeauftragten der Bezirke zusammengearbeitet, Volkshochschulen stärker aufgegriffen. Diese Öffnung gab es... und dann auch die Öffnung irgendwann zu sagen ›der gynäkologische Schwerpunkt ist es ja nicht allein, wir schauen auch mal in die anderen Felder rein...‹ und dann so in den Bereich ›soziale Bedingungen, psychische Gesundheit‹ ... da wurden dann auch andere Kurse aufgenommen. Während die vorher tatsächlich sehr konzentriert waren auf Gynäkologie – Selbsthilfe, Selbstuntersuchung ... das war ja in diesem veränderten Umfeld, wo dann ja überall Bücher erschienen zu Frauenkörpern und allen Themen, war das ja auch nicht mehr ... die große Information, die jetzt so grundlegend sein musste für alle. Es ist ja auch ein anderer Bedarf entstanden.« D3 00:50:03–7

Die Aktivistin schildert, dass die Mitwirkenden im FFGZ sich im Einzelnen und auch gemeinsam thematisch sehr konkret in Felder von Gesundheitsversorgung hineinbewegt haben, was über klassische Fragen von Gynäkologie und den Umgang von Ärzt:innen mit Frauen als Patient:innen hinausreichte. Zudem werden die Kernfragen benannt mit denen die anhaltenden Reflexionsprozesse des FFGZ Berlin dabei fokussiert wurden. So wird eine zentrale Ebene von Selbstreflexivität als Selbstanspruch aufgezeigt, die auch immer wieder Grundfesten der Einrichtung berührte. Dies konnte auch bedeuten kritisch auf die eigenen politischen Glaubenssätze oder Ansätze der eigenen Ideation⁹ zu blicken:

»[U]nd ... wir hatten immer mal wieder Überlegungen:... und wenn wir das feministische streichen, was ist dann? Trauen sich dann andere Frauen über die Türschwelle? Ist das 'nen Hemmnis?... und ... aber es war uns immer sehr viel wert zu sagen nein, das ist 'ne bestimmte Form der Ausrichtung, die möchten wir auch vermitteln.« D3 00:57:57–4

Das Verbinden der eigenen Ansprüche, sowohl des ›Alle Frauen erreichen‹-Wollens, als auch zugleich des Festhaltens an eigenen Grundprinzipien, wird hier deutlich. Dass dies einen mitunter komplexen und fragilen Kompromiss darstellen konnte, wird klar anhand der Radikalität mit der die Grundpfeiler der eigenen Arbeitsweise infrage gestellt

9 Zur Ebene der ideational-interpretativen Sphäre von sozialen Bewegungen und ihrer Gruppierungen vgl. Johnston (ebd. 2014: 3–10).

wurden. Mögliche interessierte Frauen, die das FFGZ gerne erreichen wollte, wurden mitgedacht, während es andererseits selbst keine Einrichtung wie andere werden wollte. Ausschlussmechanismen, die gerade durch das Etikett des »Feministischen« im FFGZ Berlin zustande kommen konnten, stellten offenbar einen schwierigen Annäherungsprozess dar. Diesem stellte sich das Zentrum dadurch, dass die eigene »Entgegen aller Hürden«-Attitüde hinterfragt wurde hinsichtlich der eigenen möglichen Ausschlussmechanismen.

Neben den Fragen, welche Frauen das FFGZ mit den Angeboten erreichte, ob genügend Frauen erreicht wurden und ob sich hierbei das Zentrum neu ausrichten sollte, ist auch und insbesondere die Frage nach den Inhalten der eigenen Angebote immer wieder ein zentrales Thema gewesen. Die Inhalte der Beratung des FFGZ Berlin sind retrospektiv nur umständlich zugänglich zu machen. Aus keiner der zeitlichen Phasen waren bisher Beratungsprotokolle zugänglich oder einsehbar für die vorliegende Betrachtung. Nur vermittelt durch die gruppeneigene Zeitschrift »Clio« oder einzelne erhaltene Kursankündigungen sind – neben den Erzählungen aus den Interviews – ansatzweise die Inhalte von Angeboten retrospektiv deutbar. Die Erinnerungen der Aktivistinnen an die Inhalte aus der Zeit, in der sie im Zentrum aktiv waren, sind jedoch aufschlussreich, besonders insofern als dass sie Anhaltspunkte für die thematischen Schwerpunktsetzungen aufzeigen können.

In der Form der Angebote fand ein Wechsel statt, der auf den Rückgang an Nachfrage zurückgeführt wird:

»Also in der Zeit als ich das machte [einen Selbsthilfekurs, S.B.], selber teilnahm, aber dann später hab ich ja diese Kurse auch an der Volkshochschule angeboten, oder im FFGZ, – also **da** war, waren die Kurse eigentlich noch recht gut besucht und das Interesse war weiterhin **da**. Das **ließ** mit der Zeit **nach**. Und auch zum Beispiel die **Gruppenberatung**. Wir hatten ja auch Gruppenberatungen, das von vorneherein immer, weil wir gesagt hatten das ist **wichtig**, Frauen tauschen sich aus – ne, das ist so dieses **Selbsthilfeprinzip** eigentlich. Das lief irgendwann nicht mehr so gut und die Frauen wollten Einzelberatung... die Selbsthilfekurse wurden immer weniger bis sie irgendwann ganz aufhörten. Ne, also, **wir** dann auch die Entscheidung getroffen haben: es hat jetzt keinen Sinn mehr, also, das ist nicht mehr gefragt... und, dann eben stärker Richtung Einzelberatung und Individualisierung auch ging. Ne, aber dann auch damit verbunden, dass zum Beispiel also dann auch die Beratungen nur noch gegen **Geld** stattfanden. Ich meine ich weiß jetzt ehrlich gesagt nicht mehr wie's ganz am Anfang war als ich dazu kam, ob da auch schon... es kann sein, also ich glaube, es wurde schon immer für Kurse auch irgendwie so 'n Entgelt genommen, es war eben dann immer relativ gering.« D2 00:31:01-7

Die Aktivistinnen artikulierten die inhaltlichen Angebote und die Arbeitsweise des FFGZ auch mitunter in Abgrenzung zu anderen Erfahrungen und Feldern, die sie in den weiteren beruflichen oder politischen Settings kennenlernten, nachdem sie sich aus der Mitarbeit im FFGZ Berlin zurückgezogen hatten (vgl. D2 01:51:50-4). D1 schilderte die inhaltliche Arbeit der 1980er Jahre zunächst als Kontinuum der Frauengesundheitsbewegung:

»Das, denke ich, war ein, ein, ein wichtiger Teil. Und **dann** halt, wie man die/wie man die Frauen am besten stärkte. Und dann auch immer die Auseinandersetzung mit den **Ärzten**. ... Ne. Also das ... kann ich zwar gar nicht so konkret sagen, weil das sich überlagert mit meinen Auseinandersetzungen mit den Ärzten [in anderen Zentren der Frauengesundheitsbewegung, S.B.], ... aber ... das hat uns sehr ... **beschäftigt**. Die einzelnen Ärzte und die guten und die schlechten, ne. Manche waren ja durchaus ... unterstützend ... und die Ärzte-Kartei, die wir hatten, ne, wen/wen können/wo können wir Frauen hinschicken? Das erwarteten ja Frauen damals wie heute, ... dass man ihnen sagen kann, zu welcher guten Frauenärztin sie gehen können und damals gab es ja **wenig** Auswahl, aber **doch** ein, zwei, ... ne, drei, vier, fünf ... in Berlin, wo man sagte, die sind ... der Sache gut gesonnen. Da kann man hingehen. Also diese, die Vermittlung von Frauen zu Ärzten, Ärztinnen ... habe ich im Kopf. ... Dann ... die ... Auseinandersetzung mit Ärzten, die **Stärkung** von Frauen und das **Wissen**, wie, wie, wie läuft das eigentlich? Also wie, wie sind die **Fakten** bei den ... Veränderungen und ... Selbstuntersuchungen war ein wichtiger Teil, Verhütungsmittel anpassen. ... Ja, und die Kosten.« D1 00:39:23-9

Während für die frühen 1980er Jahre sowohl die Arbeitsweise als auch die inhaltlichen Angebote in Rekurs auf Selbsthilfe-Prinzipien skizziert wurden, wird für die späten 1980er und frühen 1990er Jahre dann eher das Prinzip einer Beratung durch sachbezogene Information und Aufklärung unterstrichen:

»Naja, ich würde sagen, nur in der Richtung, dass wir unsere Beratung, also das entwickelte sich dann so pff ... nicht naturwüchsig, aber so über die Zeit, so **organisch**, dass die Beratung tatsächlich, also, dass wir so ein Format entwickelt haben für Beratung, was ich auch sehr gut fand. Finde ich nach wie vor gut. Also wo erstmal also die, der, die Erfahrung der Frauen erfragt wurden und die Probleme und Fragen. Dann medizinisches Wissen auch vermittelt wurde, ne. Also wir waren auch sehr gut informiert über Schulmedizin. Wir wussten, was die anwandten, welche Methoden es gab und ... konnten den Frauen auch darüber dann einen Überblick geben. Auch von neueren Methoden und so weiter, also weil wir einfach immer sehr gut recherchiert haben. Wahrscheinlich waren wir **besser** bewandert als die Mediziner selber, also viele der niedergelassenen, sage ich mal. Und ... und gleichzeitig war uns aber auch wichtig, Frauen immer noch mal ... Möglichkeiten für alternative oder komplementäre Behandlungsweisen an die Hand zu geben. Also zum Beispiel, jetzt so ein banales Beispiel, jetzt mit Vaginalinfektion, ne, dass es wichtig ist, dann mit Joghurt auch noch mal das Milieu der Vagina zu stabilisieren und nicht einfach nur irgendwie diese Zäpfchen zu nehmen. Inzwischen ist das auch in der Schulmedizin angekommen, ne. Aber das war damals überhaupt nicht, ne. Und ... Frauen wunderten sich, warum sie immer eine Infektion an der anderen hatten und das hing zum Beispiel damit zusammen. Also ich denke, wir hatten schon sehr viel Wissen, was wir uns da angeeignet haben über unterschiedlichste Kanäle.« D2 01:10:54-7

Die Arbeitsweise und die Arbeitsabläufe, die alle Aktivistinnen der Zeit mittrugen, lassen sich aus der Schilderung von Alltäglichkeiten des laufenden Betriebes nachvollziehen. Aktivistin D2 berichtete detailliert über die täglichen Abläufe aus denen heraus die vielfältigen Arbeitsbereiche der 1980er Jahre deutlich werden:

»Typisch [im Alltag] wäre nun gewesen, man kommt zum Telefondienst und dann rufen halt Frauen an und dann werden Termine vereinbart und dann werden Frauen am Telefon beraten und also da war dann eben auch, saß man zu zweit bei diesem Telefondienst also so, dass man sich auch mal abstimmen konnte und dann ging die Tür und dann wollten Frauen in die Bibliothek, die wir damals noch Archiv nannten und ... ja und andere wollten in diese Ärztedatei hineinschauen. Das war eigentlich so 'ne lose Blattsammlung, am Anfang wo irgendwie Erfahrungsberichte über ÄrztInnen waren in irgend'nem Karteikasten und dann guckten die sich das da an. Also das war dann, immer was los. Aber so am Anfang hab ich's jetzt nicht so in Erinnerung, dass es jetzt so'n Taubenschlag war. Also das war immer alles noch gut zu bewältigen. Und wie gesagt, meine Tage waren dann auch immer sehr kurz. Also drei Stunden Telefondienst, dann andermal hab ich dann zuhause an meiner Clio geschrieben oder in der Bibliothek oder irgendwo und dann gab's jede Woche unsere [...] unsere Besprechung.« D2 00:20:45-8

Ein Mittelpunkt der Arbeit des FFGZ Berlin jener Zeit lag, wie bereits erwähnt, in der Konzeption und Durchführung von Kursen als Beratungsangebot für Frauen, die ins FFGZ kamen. Aktivistin D3 beschrieb dies als thematisch vielfältig und sehr spezifisch zugleich, besonders für die ausklingenden 1980er und frühen 1990er Jahre:

»Also im Mittelpunkt der Arbeit stand einerseits die Beratung von Frauen... also Frauengruppen zu organisieren, diese Selbsthilfe wirklich auch stärker wirksam werden zu lassen, Informationen zu geben, Selbsterfahrung, Selbsterkenntnis – und dann war ein großer Teil zu erarbeiten. Also da ging es auch sehr stark um Medikalisierung. Und die ›Pille‹ feierte ja ... nicht nur Jubiläum, das stimmt, da war ich dann bei einer Sendung im ZDF [lacht] ... das war dann schon später. Aber sich überhaupt mal dieser Mechanismen bewusst zu werden, um was **geht es** da eigentlich. Und Alternativen zu finden. Und letztendlich, dass Frauen dann auch wirklich selber über Reproduktion bestimmen und auch Verhütungsmittel wählen, die sie nicht krank machen. Was heißt das über die ›Pille‹ eine ständige Verfügbarkeit – hat immer zwei Seiten – die freien Seiten, es war ja für viele eine **enorme** Entlastung... eine Pille zu nehmen... aber was weiß ich, da haben wir damals diese Diaphragmakurse durchgeführt, das waren ja völlig unbekannte Methoden! Also es ging sicher, absoluter Schwerpunkt Gynäkologie – was ist da an Information, an Selbsthilfe, an Alternativen und was wird eigentlich so ›vom System her‹ – vom Gesundheitssystem, vom politischen System her – gefördert.« D3 00:12:31-5

Im Rahmen dieses Unterkapitels ist aufgezeigt worden, dass der Bezugsrahmen des FFGZ Berlin sich über die alltäglichen Abläufe eines selbstorganisierten Frauenprojektes hinausbewegte. Indem die Gesundheitspolitik und die Allgemeinmedizin kritisch in den Blick genommen wurden, wollten die Aktivistinnen des FFGZ eine alternative Anlaufstelle für Frauen sein, die von der eigenen Körperlichkeit, einem medizinischen Verfahren oder einer medizinischen Diagnostik verunsichert waren. In den Erzählungen der Aktivistinnen wird auch in der Retrospektive das Selbstbewusstsein deutlich, das sich aus der Überzeugung der Qualität eigener Anliegen und Tätigkeiten im Zentrum speiste. Aktivistische Kritikpunkte der Arbeitsweise werden dennoch deutlich, beispielsweise in der Begrenzung der Angebote und darin, nicht alle Frauen erreicht zu

haben, die das FFGZ erreichen wollte. Die kritische Sicht auf den eigenen – vielleicht mitunter eingeschränkten – Blick wird während der Interviews eingenommen. Die Selbstreflexivität der kleinen Institution brachte gleichsam eine diffizile Komplexität im Alltagshandeln mit sich, denn hierdurch wurden Grundfesten der Eigenkonzeption des Zentrums mitunter radikal infrage gestellt, wenn Ziele und Wirkungen der politischen Arbeit in kontroversen Abgleich gerieten.

Die Ebene kritischen Denkens und Handelns wird zwar einerseits in den Interviews als Kontinuum betont, aber zugleich auch als Antrieb für Veränderung. Die Sensibilisierung gegenüber einer veränderten Nachfrage bedingte eine flexiblere Ausrichtung der eigenen thematischen Arbeitsweise. Die schrittweise Erweiterung der Einzelberatung wird als Reaktion auf einen stärkeren Bedarf seitens der Frauen, die anfragend zum FFGZ kamen, taxiert und demgegenüber die schrittweise Verringerung an Gruppen als Standardform der Interaktionsangebote beschrieben. Ebenso wird das Anliegen umfangreichere Kooperationen mit anderen Einrichtungen anzustreben auf Veränderung durch selbstkritischen Blick tangiert. Das Anliegen weitere Frauen mit den eigenen Angeboten zu erreichen, wird in den Interviews eingegliedert in das Ursprungs-Anliegen alle Frauen mit den eigenen Inhalten erreichen zu wollen und dem daraus resultierenden beständigen Suchen nach Versäumnissen des FFGZ durch mögliche unerkannte Ausschluss-Mechanismen. Während die Ansprüche der Mitwirkenden an Kollektivität im gemeinsamen Projekt hoch blieben, erweiterte und vertiefte sich die Bandbreite der eigenen Arbeitsfelder als FFGZ, wodurch sich, wie schon in Kapitel 6 aufgezeigt, Fragen nach der Arbeitsweise als Zentrum neu stellten. Dies soll im Folgenden näher beleuchtet werden.

7.4 Hindernisse hinterfragen und Arbeitsweise anpassen

Wichtig für das Verständnis des Übergangs zwischen dem FFGZ Berlin, wie es 1985 konzipiert war, und dem FFGZ wie es im Jahr 1995 arbeitete, ist der Blick auf strukturelle Veränderungen der 1980er und 1990er Jahre. Das Arbeitsprinzip kollektiver Arbeitsweise – auch benannt mit dem Slogan ›Alle machen alles‹ – hatte für die engagierten Aktivistinnen der ersten Dekade ab 1974/75 eine große Rolle gespielt. Alle Mitwirkenden des Zentrums sollten für alle anfallenden Tätigkeiten zuständig sein und involviert werden. Dies blieb bis Mitte der 1980er Jahre bestehen. Mit diesem Prinzip der kollektiven Arbeitsweise waren gleichsam entsprechende Erwartungen der Akteurinnen einander gegenüber verbunden:

»[...] wir haben ja immer alle alles gemacht, das ist vielleicht auch nochmal wichtig, es gab also keine Arbeitsteilung. Und, also alle haben Telefondienst gehabt, alle haben Kurse durchgeführt und alle haben an der Clio mitgearbeitet und das war ganz klar und da gab's eben auch kein Vertun. Es wurde einfach **erwartet**. Und es hat, hatte auch was sehr positives, dadurch war es so ein gewisser Druck der aufgebaut wurde« D2 00:16:56-

2

Beratungsstellen, die aus Selbsthilfeprinzipien heraus gegründet wurden, scheinen stets eine eigene Biografie zu haben, die sich in organisationalen Prozessen, Vernetzungen, Erinnerungen, Außenwahrnehmung und auch eigenen Publikationen niederschlägt. So könnte auch für das FFGZ als Anlaufstelle eine solche mit dem Schlagwort ›Professionalisierung‹ versehene Entwicklung aufgezeigt werden. Die Prozesse der Gruppe von Aktivistinnen wären ihrerseits eine eigene Untersuchung wert, werden jedoch im Rahmen der vorliegenden Betrachtung nur am Rande gestreift und daher simplifiziert abgebildet. Der Rahmen der vorliegenden Arbeit versucht vielmehr einen Wandel des Zentrums selbst in den Blick zu nehmen, der anhand von signifikanten Punkten aufgezeigt werden kann, um das Gesundheitszentrum in seinen Abläufen greifbarer zu machen. Insofern werden die Wandlungen als exemplarisch für die Gruppendynamik sowie Verschiebungen innerhalb des Zentrums verstanden und als solche an gegebener Stelle aufgegriffen.

Für die Zeit der frühen bis mittleren 1980er Jahre wird das Miteinander der Aktivistinnen im Zentrum als aufwendig und intensiv beschrieben. Im Konglomerat zwischen starker Bezugnahme der Mitwirkenden aufeinander und gleichzeitiger Reibung der unterschiedlichen Positionen aneinander liegt auf der Hand, dass Spannungen nicht ausblieben. Die Positionen der Mitwirkenden bezogen nicht zuletzt das Politische im Persönlichen und umgekehrt auch das Persönliche im Politischen mit ein. Dies wird in den Interviews zumeist als gemeinsamer Wachstumsprozess beschrieben – mühsam, anstrengend und doch wertvoll:

»Ja, Herausforderungen. Also das war eigentlich aus diesem ... aus dieser Gruppe, die sich ja [...] mit gleichen Vorstellungen oder ähnlichen Vorstellungen und ... also so einem ... Handlungsimpuls zusammengefunden hatte. Also aus denen ein Team zu machen. Und das war sicherlich, also das ging nicht ohne **Reibung** ab. Also in der Anfangszeit waren die, die Zielsetzung in der Anfangszeit war ja auch noch eine stärker politische, ne. Also es ging tatsächlich so ... darum, also ›Unterdrückung von Frauen‹ sage ich mal jetzt als Oberbegriff, ne. Also gegen die Unterdrückung von Frauen, speziell eben in der Gynäkologie. ... Also dagegen auch Front zu machen, Frauen dagegen zu stärken und Selbstbewusstsein zu vermitteln, auch ... Körperbewusstsein, Körpererfahrung und so weiter. Und was natürlich **auch** eine Rolle spielte immer, war die sexuelle Orientierung. Also Stichwort ›Heterozentrismus‹. Also ... es wurde, es war immer ein, eine Mischung von Frauen, die ... heterosexuell und Frauen, die lesbisch waren. Und auch durchaus veränderbar, dieses Verhältnis, also weil ... da auch es Wechsel gab von dem einen in das andere Lager. Und das **war** aber auch ein Konfliktpunkt, ne. Also es gehörte sicher auch zu den Herausforderungen, also ... diese gegenseitigen Vorwürfe auch [...] ja, also sehr viele Diskussionen stattfanden, die so dieses Consciousness Raising, ja, so Bewusstseinsprozesse, da auch ... anstießen. Also vor allem durch, durch eine Frau reingebracht, oder **mehrere** Frauen, die in den USA waren.« D2 00:40:19-1

Diejenigen Aktivistinnen des FFGZ Berlin, die bereits in den USA in *Feminist Women's Health Centers* aktiv gewesen waren, kannten die dort etablierte enge Verbindung zwischen der Politisierung der Mitarbeiterinnen und der Stringenz, die innerhalb der Zen-

tren die internen Auseinandersetzungen bestimmen konnte.¹⁰ Die Auseinandersetzungen, die in den USA spätestens zwischen 1976 und 1981 heftig geführt wurden, führten nicht nur zu Verwerfungen der einzelnen *Feminist Women's Health Centers* mit anderen Institutionen, sondern insbesondere auch untereinander konnte es im Verband der feministischen Gesundheitszentren in den USA zu Kontroversen und Anfeindungen kommen (vgl. Morgen 2002: 99–105). Dennoch konnten die Auseinandersetzungen auch zur Erweiterung des Politikverständnisses der Mitarbeiterinnen führen oder zur Verfestigung des eigenen Engagements. Die Zentren standen bei derlei Grundsatzdiskussionen daher immer vor einem Bruch, der im Zweifel zugunsten der potenziellen inneren Stärkung des Zentrums in Kauf genommen wurde. Mit dieser Erfahrung kamen gleich mehrere der Aktivistinnen des FFGZ Berlin aus den USA in die Bundesrepublik zurück, wo sie sich in die Gruppe einbrachten.

Die Relevanz der Konflikte innerhalb des FFGZ wird jedoch auch von denjenigen, die es als Anstrengung betrachteten, retrospektiv als relevanter Prozess beschrieben:

»Also das war ganz wichtig, ne. Also [C1] auch [D1], die das ganz stark betrieben haben. Ich glaube, das wäre aus unseren eigenen Reihen überhaupt nicht gekommen. Also dieses Bewusstsein darüber/über **Differenzen**, ja, also **sowohl** in der sexuellen Orientierung, aber auch kulturell, kultureller Herkunft, nationaler Herkunft, also diese einfach, ja, weiß-schwarz, diese Frage. Das wurde **heftig** diskutiert und es wurde auch, und das fand ich eine **sehr** gute Sache damals, also das gehörte auch zu den **wichtigsten** Herausforderungen, versucht also so eine ... ja so was Political Correctness in der Sprache auch umzusetzen. Also das war, aber das war **nicht** nur formell, ne, also so zu sagen: Das hatte wirklich eine wichtige Bedeutung. Weil ich meine, wir haben ja auch die Clio herausgegeben, das war unser Sprachrohr, damit haben wir ja auch Bewusstseinsprozesse angeschoben und da war es zum Beispiel **ganz** wichtig, also auch sich **bewusst** zu sein, also was Sprache transportiert. Also jetzt nicht nur die weibliche Endung, das war sozusagen das, ja, ... die Basis, von der alles ausging, sondern eben auch, wie Sprache überhaupt auch Inhalte transportiert. Sich dessen bewusst zu werden. Und da flossen dann auch schon mal die Tränen, ne, also wenn dann irgendwie die eine der anderen dann Diskriminierung vorwarf. ... Also das, das waren so auf jeden Fall sehr spannende Diskussionen.« D2 00:41:45

Die Erweiterung des politischen Spektrums wird hier auch auf die Genauigkeit der Sprachwahl bezogen, in der sich das Hinterfragen der eigenen Arbeitsweise sowie das Miteinander der Gruppe spiegelten. Dies wurde für das FFGZ zentral. Die Prozesse des ›gemeinsam Sprechen Lernens‹ der Neuen Frauenbewegung zeigten sich dabei exemplarisch im FFGZ Berlin auf eigene Weise, da hier der Versuch des gemeinsamen

10 Aktivistin C1 beschreibt dies auch als Kontrast zwischen dem FFGZ Berlin und den *Feminist Women's Health Centers*, die sich stärker gegenüber Angriffen von außen wappnen mussten. Dies habe zur Folge gehabt, dass die personelle Zusammensetzung der einzelnen Zentren intern nicht viel Raum eingenommen hätten, im Vergleich zum FFGZ, in dem dies viel Raum eingenommen habe. Die *Feminist Women's Health Centers* seien stringenter ausgeformt und inhaltlich fokussierter gewesen auf die eigenen politischen Anliegen, jedoch habe es in den USA mitunter auch eine regelrechte Feindschaft zwischen feministischen Gruppierungen und deren Einrichtungen gegeben, was in Berlin nicht so stark ausgeprägt gewesen sei (vgl. C1 00:51:21–7).

Sprechens über die zentrumseigene Zeitschrift ›*Clio*‹ an die Bewegungsöffentlichkeit getragen wurde. Die zuweilen aufreibenden Konflikte werden als möglicherweise notwendige Grundlage für die Präzisierung der Sprache und eigenen Verhandlung von Themen beschrieben. Dass die Auseinandersetzungen zehrend waren, lag auch an der entsprechenden Umgangsweise mit Zeitstrukturen für Abläufe und die Erarbeitung von gemeinsamen Ergebnissen. Die wöchentlichen Plena waren umfangreiche Plattformen, die sowohl für grundsätzliche Planungen als auch für die vielen Kleinigkeiten des Alltags genutzt werden konnten.

»Und das war ja natürlich, so'n typisches Plenum war natürlich eins das ging das konnte auch gut vier, fünf Stunden gehen, wo wir dann auch mal heftige Diskussionen hatten und es ging rauf und runter und alle mussten natürlich auch was dazu beitragen und ... was dazu sagen und... es war nicht sehr strukturiert, aber dann konnte man natürlich auch mal aneinander geraten über das eine oder andere [...]« D2 00:21:23

Dabei wurden demnach sowohl die aktuellen Anliegen des Tagesgeschehens thematisiert als auch Raum eröffnet für grundsätzliche Anliegen, die unmittelbar thematisiert, verhandelt und im Problemfall ausgetragen werden konnten. Die Gräben zwischen den Mitstreiterinnen traten offenbar jeweils deutlich hervor und förderten interne Positionierungen zutage, die sich angesichts der sonstigen Abläufe und Ansprüche an Kollektivität weniger zeigten:

»Ja. ... Das war noch ... dann durchaus auch interne Krachs. Gell? Also man lebte ja so ein ... zusammen und man arbeitete ja **stundenlang** und so, also das waren auch interne ... Scherereien. Und zwischen den Politischen und weniger Politischen. [...] Und ich gehörte auch mehr zu den Politischen. Also ich sah das ... halt soziologisch, strukturell ... und für mich waren das politische Anliegen. Und manche, die k- ... waren halt **mehr** in Richtung *Beratung* oder Einzel-...-fall oder so, ne. Das waren auch ... naja, Auseinandersetzungen.« D1 00:45:05-8

Die Situation, einerseits alltägliche Abläufe und das Tagesgeschehen zu besprechen und andererseits jederzeit Grundsätzliches ansprechen und klären zu wollen, konnte in Überforderungsmomente münden. Denn die Kehrseite einer Kollektivität konnte gerade in der Grenzverwischung zwischen privaten, politischen und beruflich-professionalisierten Anliegen liegen. Fragen nach Abgrenzung und Eingrenzung wurden deutlich:

»Ja, war ich oft ... und da liefen dann halt die Auseinandersetzungen, über die wir eigentlich jetzt sprachen, ne, wie, **wie** die Finanzierung, Politik, Esoterik, ... wie kann man andere Frauengruppen erreichen? ... Wir waren ja wirklich eine der ersten, die überhaupt die Notwendigkeit, Minderheiten zu erreichen ... **benannten**. Ich finde, wir haben sie nicht **gelöst**. Wobei ich sagen würde, heute ist sie genauso wenig gelöst. Ja? Aber ... wir haben das Problem schon **gesehen**. ... Sehr früh. Ne? dass man, dass es um diese Gruppen geht. Und das war dann auch im Dachverband immer die Frage und ... **sehr** anregend dann auch so der Austausch dieser unterschiedlichen Bedingungen in den unterschiedlichen Städten und wie man damit umgehen kann. ... Aber auch **zer-**

mürbende Sitzungen. ... Ja. Ich erinnere mich, dass ich da ... meine ersten Erfahrungen mit Migräne hatte, ne, wenn man morgens um neun anfängt und nachts um zwölf aufhört und dann ... wahh! Ja, also das ... **unprofessionell**, dass sie da, gell, dass sie da schändlich dann [lachend] professionelle Arbeitsweisen, schnell ... irgendetwas zu machen und nicht da **stundenlang** zu sitzen, da hatte man ja ein Sitzfleisch, das ist ja ... atemberaubend. Aber wir haben zwischendurch auch immer geturnt, also [lacht] frühe Formen von ... Gesundheitsförderung waren da ganz inbegriffen. Gegessen haben wir natürlich **immer** ... biologisch-organisch mit Krä- äh mit Körnern, ja. das hat [B2] ganz stark reingebracht. Wir haben **Körner** gekocht und dann gab es Körner zum Essen. ... Ja. Gegessen wurde immer sehr, sehr ... gesund.« D1 01:12:36-2

Die problembehaftete Seite des ›Alle machen alles‹-Prinzips wird hier verbunden mit der Entgrenzung von Persönlichem, Privatem und vor allem, von Zeitstrukturen. Ein Ungleichgewicht zwischen Aktivität und Erholung wird offenkundig. Dies wurde in den Interviews mit Verweisen auf negative Effekte der Plena flankiert. Dass die Aktivistinnen bei Plena sämtliche Grenzen überschreiten konnten, wird an dieser Stelle problematisiert, auch wenn es auflockernde und belebende Elemente in gemeinsamen Meetings gab. Derlei Krisenhaftigkeit von Gruppenprozessen hob auch Aktivistin D2 in ihrer Retrospektive hervor, indem sie darauf verwies, dass manche Anspannung auch die Überforderungen der Gruppe durch Selbstansprüche verdeutlichen konnte. Um dies zu illustrieren verwies sie auf die gemeinsame Produktion der ›Clio‹, die zusätzlich zu den regelmäßigen langen Plena, zum Beispiel kurz vor den Terminsetzungen der Druckerei, zu Verdichtung von Anspannung führte. Dies setzte sie in Verbindung zur prinzipiell nie ganz einzulösenden Erwartungshaltung, dass die hauseigene Zeitschrift ein Gemeinschaftsprojekt aller Aktivistinnen gleichermaßen sei:

»[...] natürlich auch mit vielen Krisen und ... ja, Nervenzusammenbrüchen ging das einher, weil, das Schreiben ist ja nun nicht so Aller Sache. Aber, vom Prinzip her hat's mir also sehr viel Spaß gemacht, es war natürlich auch sehr stressig, aber ich hab gerne geschrieben. Aber so'n Tag, meinetwegen ›Fertigstellung Clio‹ sah dann eben so aus, dass wir uns dann verteilt hatten über die Räume und mit Millimeterpapier an den Fenstern geklebt, haben dann versucht dieses Layout zu machen, das heißt alle haben ihre eigenen Artikel natürlich layoutet, nach dem Motto alle machen alles. Und das war auch immer 'ne Krise...« D2 00:17:20-6

Die individuellen Krisen, die hier zu einer einzigen Krisensitzung verdichtet geschildert werden, stehen sinnbildlich für die Zusatzanstrengung, die das Verfassen und Herausgeben einer eigenen Zeitschrift neben dem Alltagsbetrieb im FFGZ Berlin bedeuten konnte. Dabei wäre es möglich gewesen die Kollektivität zu nutzen und gemeinsam die Beiträge zu verfassen. Doch selbst im FFGZ konnte – so scheint es anhand der Schilderungen durch – im vordergründigen Miteinander auch ein Gegeneinander verborgen liegen. Denn statt derlei Krisen gemeinschaftlich vorzubeugen oder aufzufangen, wurde der Erwartungsdruck offenbar noch durch die Anforderung von ›Kreativität unter Zeitdruck‹ verstärkt. Unter Termindruck fand die Lustbesetztheit der Kreativität der Aktivistinnen Grenzen, wenngleich sich alle kreativ einbringen wollten und sollten in der Publikation.

»Es war so ein gewisser Wettbewerb, der sich dabei entwickelte: wer hat die tollsten Ideen dabei... das sah man dann auch am Gesamtbild der *Clio*, die sah nämlich immer ganz schön [lacht] bunt aus. Also weil alle sich da verwirklichten und das nicht immer unbedingt zusammenpasste.« D2 00:17:37-5

Hier zeichnet sich auch eine Erklärung für das eklektische Erscheinungsbild der *»Clio«* ab, das besonders für die Jahre 1985 bis 1995 als buntes Potpourri der Beiträge gesehen werden kann. Die Heterogenität der Gruppenzusammensetzung konnte sich darin durch- aus spiegeln. Dass dies mitunter intendiert war, wurde ebenfalls geschildert:

»Also kein einheitliches Erscheinungsbild, bei weitem nicht. Und war aber auch in gewisser Weise so gewollt und war auch sehr kreativ. Aber ... auch krisenhaft natürlich, ne, also dann gewisser Druck war ja auch da, aber... wir hatten aber, den haben wir uns immer selber gemacht – wir hatten jetzt nicht so feste Drucktermine [Druckerei], so zweimal im Jahr, das war ja ziemlich mäßig. Aber ich meine, wie gesagt ein sehr aufwendiges Verfahren und ja, ein typischer Tag war dann, dass alle da saßen und alle mussten ihre fertigen Blätter dann abliefern, damit das Ganze in den Druck konnte und da war damals war dann schon Termindruck, weil die Druckerei hatte 'nen Termin vorgegeben und da musste's da sein und so weiter. Ja, und dann haben wir da eben alle munter vor uns hingearbeitet und aber auch jede so für sich versucht kreativ zu sein.« D2 00:18:45-5

Die bunte Multitude der Zeitschrift war auch eine Reminiszenz des *»In-die-eigenen-Hände-Nehmens«*, das Aktionen und politische Theoriebildung der gesamten 1970er Jahre der bundesdeutschen Neuen Frauenbewegung prägte. Kulturhistorisch betrachtet können die eklektischen *»Selbstmach«*-Designs der Bewegung als Einladung verstanden werden, alle Frauen könnten und sollten auch aktiv in der Bewegung involviert sein. Gerade das FFGZ sah im eigenen Konzept vor, alle Frauen könnten jene Bereiche, die sonst *»Experten«* – vornehmlich Gynäkologen – vorbehalten waren, *selbst* machen und in die eigenen Hände nehmen. Dass dies durch die eigenen Publikationen auch im Layout transportiert wurde, steht in direktem Zusammenhang. Über das bunt gemischte Layout findet sich auch der Ansatz wieder, dass die Kluft zwischen Professionalität und Laientum überwunden werden sollte. Aktivistin D1 fasst diese Verbindung der Spiegelung von Gruppenanliegen innerhalb der Zeitschrift gleichermaßen als Faszinosum und Markierung des FFGZ Berlin zusammen:

»Es wurde ja so viel dokumentiert für diese Zeitung, ja. das heißt, es **ist** auch nicht verloren. Sie können auch heute das recherchieren, was man damals dachte. ... Ja, wenn man zum Beispiel die Wechseljahresausgabe nimmt, das glaube ich, war Nummer acht oder so, ... dann sieht man ja, wie die **gedacht** wurde. Da, das kann man ja beim Denken zuschauen. [schmunzelnd] Ist ja lustig, wenn man das liest heute, ne. ... Und das ist natürlich **gut**, dass es dokumentiert wurde. Damit ist es **da**, während ... halt die eher esoterischen Frauen, die haben dann halt ... **nicht** Dokumentationen für einen wichtigen Teil genommen, gell.« D1 00:37:08-9

In der Beschreibung der Aktivistin zeigt sich eine retrospektive Amüsiertheit und da an anderer Stelle bereits auf die einstige ›Unprofessionalität‹ rekuriert wurde, liegt es nahe, das Lachen auch in diesem Fall mit dem ›Blick zurück‹ in Verbindung zu bringen. Die Zeitschrift vorrangig als Plattform der Artikulation eigener Denkprozesse zu deuten, schlägt die Brücke zum gemeinsamen Schmunzeln, dem Augenzwinkern und der Einladung an das Publikum, die ›Unprofessionalität‹ ebenfalls als Anregung von Denkprozessen aufzufassen. Diese Komponente bekommt eine eigene Ebene, die jene Zeitschrift für weitere Studien interessant machen würde. Denn das Anliegen, die eigenen Denkprozesse in leicht verständlichen Schilderungen zu artikulieren und innerhalb der zentrumseigenen Zeitschrift zu dokumentieren, wäre in der Tat eine Bündelung und Spiegelung von übergreifender Bewegungspolitik im Kleinen.

Für die vorliegende Betrachtung ist die Zeitschrift nicht in dieser Hinsicht ausgewertet worden, da vorrangig der Blick auf Professionalisierungsprozessen der Aktivistinnen lag, die sich im Layout und der Textstruktur der Zeitschrift niederschlugen.¹¹ Festzuhalten bleibt an dieser Stelle die eklektische Zusammenstellung von Gedankencollagen, die fachlich umfangreich recherchiert und in leicht verständlicher Sprache publiziert wurden im Rahmen der ›Clio‹. Die Hindernisse des Arbeitsprinzips ›Alle machen alles‹ zeigten sich jedoch bei der gruppeneigenen Publikationsreihe in den Jahren 1985 bis 1995. Ebenso wie die Prozesse der Bewusstwerdung und Klärung von Konflikten sich in den regelmäßigen Plena als ein Hindernis der Kollektivität darstellen konnten, bot die Arbeit an der Zeitschrift eine Hemmschwelle für Aktivistinnen, sich im FFGZ zu engagieren. Die Mitarbeit an der eigenen Zeitschrift war neben thematischem Sachverstand und Kreativität an Barrieren der Eloquenz und Sprachlichkeit geknüpft, was zuweilen krisenhafte Auseinandersetzungen einzelner Aktivistinnen miteinander oder untereinander bedingen konnte (vgl. Kapitel 6). Zwischen den Ansprüchen der kollektiven Arbeitsweise und der Kritik an Ineffizienz derselben und mancher Ergebnisse wird eine Kluft deutlich. Die zitierten Aktivistinnen illustrierten dies mit Verweisen auf körperliche Reaktionen und Arbeitsausfall, beispielsweise durch Migräne, unterstrichen Unzufriedenheit aber auch Hinweise auf die eigene Zeitschrift in der Inhalte mitunter durch den Eklektizismus inkonsistent oder verwirrend erscheinen konnten.

7.5 Politisch in Alltäglichkeit

Die frühen bis mittleren 1980er Jahre waren ein Zeitraum, in dem das FFGZ Berlin auf einem Höhepunkt der eigenen Einbettung in West-Berlins Alternativszene ankam. Über Mitwirkung in der ›Hausbesetzungsszene‹ waren neue Räumlichkeiten bezogen worden, mitten im ›Polit-Kiez‹ Berlin-Kreuzberg (vgl. Kapitel 6). Für diese Zeit wird die Arbeitsweise der Aktivistinnen als herausfordernd, aber inhaltlich mit stärkerer Stringenz beschrieben. Neben der Schilderung von Anstrengungen, die das Mitwirken im FFGZ

11 Es wäre dennoch erfreulich und hinsichtlich des Verständnisses der Zeitschrift lohnend, wenn sich weitere wissenschaftliche Studien mit einer bewegungspolitischen Detailanalyse sowie mit Prozessen von Professionalisierung der ›Clio‹ befassen würden.

Berlin in dieser Phase mit sich brachte – beispielsweise wenn die eigenen Räumlichkeiten gegenüber Räumungsversuchen der Stadt durch die Polizei verteidigt oder eigenhändig saniert wurden – wird auch jeweils die belebende Ebene der gemeinsamen Arbeit jener Zeit hervorgehoben. In anheimelnden Erinnerungen wird verdeutlicht welche Lebens- und Spielfreude die Ernsthaftigkeit in der Sache begleiteten:

»[...] und zwischendurch gab's dann auch immer die schönen Erlebnisse, das besetzte Haus in der Liegnitzer Straße, wo wir dann zwischendurch in der Pause uns nackt oder halbnackt zumindest in die Sonne legten in dem Hinterhof und auf so einem etwas überwucherten Grundstück, was schön wild war. Und da dann irgendwo unsere Besprechung abgehalten haben in der Sonne und einfach zusammengesessen und gequatscht haben. Also das war ... hatte auch was sehr Lockeres auf jeden Fall. ... und der Tee stand immer bereit! Also das war vielleicht auch noch wichtig, also es gab immer eine große Kanne mit Kräutertee, immer Kräutertee, kein anderer. Und das war zu den Zeiten auch noch sehr üblich, also wir haben ja versucht sehr alternativ zu leben, also stand immer ein Topf mit Weizen oder Roggen gekocht, mit Roggenkörnern, auf dem Ofen, oder im Kachelofen und dann wurde dann eben auch, das wurde dann gegessen mit Sojasoße und Hefeflocken. Das war eigentlich so'n Standardessen auch und, alle fühlten sich gut, weil das ja **so gesund** war. [...] sicherlich auch der Tee! [schmunzelt] Den auch alle, die reinkamen natürlich auch **angeboten** bekamen!« D2 00:23:10-1

In der Erzählung der Zeit erscheinen Bilder einer Alternativszene, die sich Räume nahm und in solidarischer Nachbarschaft kreativ die besetzten Räumlichkeiten füllte. Dies wird auch mit romantisierendem Ton mit Behaglichkeit verknüpft, doch durch bestimmte Betonungen, die mehrdeutig sind, lassen sich durchaus Abgrenzungsmomente erkennen. Damit wird deutlich, dass die Retrospektive mehr beinhaltet als ausschließlich bejahende Romantisierung von einst. Denn dass das Essen, was verspeist wurde, »so gesund« war, lässt sich einerseits als Verweis darauf lesen, dass sich die Aktivistinnen aus Eigenwertschätzung heraus mit einfachsten Mitteln etwas »Gutes« und »Gesundes« gönnten. Die Betonung »so gesund« kann allerdings auch aufzeigen, wie hier möglicherweise eine Ernährungsweise mit Attributen von Gesundheit versehen wurde, deren Verwendung im Rückblick als »zu« emphatisch eingestuft wird. Dass Lebensmittel verzehrt wurden, »weil« sie »so gesund« waren, impliziert auch normativen Druck, der hinter diesem Verzehr gelegen haben mag. Mit dem Verweis darauf, dass ausschließlich Kräutertee verwendet wurde, der dann all jenen, die zur Eingangstür hereinkamen, »natürlich« angeboten wurde, wird dies zusätzlich unterstrichen. Die Erinnerungswelt dazu, was die Arbeit im FFGZ Berlin so reizvoll machte, beinhaltet für jene Zeit die vielen unscheinbaren Kleinigkeiten, die sich in den Erzählungen der Aktivistinnen manifestieren, die jedoch Bände über die Bezugnahme der Mitstreiterinnen aufeinander sprechen. Die Betonung des »Gesunden« kann auch retrospektive Distanzierung sein. Was als scheinbare Beiläufigkeit erscheinen könnte, trägt hier auch die Bedeutung des Großen im Kleinen. Die Kleinschrittigkeit des gemeinsamen Arbeitens wird hervorgehoben, sowohl in der Würdigung als auch in der retrospektiven Kritik. Basisdemokratische Prozesse jener Zeit werden beispielsweise gleichzeitig mit ihrer kleinteiligen Entscheidungsweise augenzwinkernd mit Anerkennung versehen und zugleich mit den Aspekten von Alltagshandeln mit den Attributen »unendlich« in

Verbindung gebracht. Dies ist auch der Fall, wenn auf die ›Unmengen‹ von Kannen und Tassen voll Kräutertee verwiesen wird. Hierin zeigen sich die anheimelnden Erinnerungen ebenso wie die abgrenzenden Gesten der Rückschau, die den Fokus auf die Kleinschrittigkeit dieser Phase legen:

»Also auch für die **Mühen** ... der kollektiven [lachend] Entscheidungen an Banalitäten, würde ich aus meiner heutigen Perspektive sagen. Dann unendliche viele **Tees** haben wir getrunken, das ... ist die eine Anekdote, die ich jetzt ... so das ist **irrelevant** für [jetzt], aber für uns war es dann, fand immer sehr, dass ... wir tranken Kräutertee. ... Selbstgemachten. Und natürlich ausgesucht. Manche kannten sich da gut aus, welche Tees also für was gut sein sollten. ... Und das tranken wir ... wirklich ... Tage, Wochen, Monate. Ja, **Berge! Literweise!**« D1 00:31:10–5

Die Einbindung in die Hausbesetzungsszene machte die gemeinsame Arbeit im Projekt einerseits auf neue Weise reizvoll und gleichsam auf neue Weise herausfordernd, da mit diesem Umfeld auch unvorhergesehene Aufgaben hinzukamen, die den Umständen und kollektiven Handlungserwartungen der Szene geschuldet waren.

»Das war ja im besetzten Haus ... in der Liegnitzer 5, ne. Und ... allein **diese** Umstände waren ja [glucksend] schon ... [lachend] denkwürdig, dass man da noch Polizeiwachen schieben musste, damit die ... Bullen nicht kamen. ... Und dann gab es keine Heizung, da musste man den Ofen ... musste man grundsätzlich im Winter, ne, ... vorher kommen und heizen. ... Also/also das kannte ich gar nicht mehr, ne, wie man einen Ofen ankriegt. Dann hatten wir die,... die, der Fragen mit den Eimern und [lachend] die sind dann manchmal eingefroren. Also war das alles im Eisblock. ... Wir saßen zu, ungefähr 12 waren wir, die ... er-/die, die erste Generation¹² war gerade gegangen ... und wir waren dann also so ziemlich viele Neue. ... Ja? Also es war so ein Übergang: Hälfte neu, Hälfte alt. ... Und hatten dann **sehr** lange, erinnere ich mich jetzt, **sehr** lange Teamsitzungen. Meine Güte, sechs Stunden oder sowas ... **bis** hin zur Farbe des Eimers, ... ne, den man kaufte. Ob der grün oder blau sein sollte.« D1 00:30:36–7

In den Verweisen auf die Aufgaben und Herausforderungen des Miteinanders sowie der Entscheidungsprozesse häufen sich die retrospektiven Verweise darauf, wie ungewöhnlich das Arbeiten in jener Zeit gewesen sei. Gleichzeitig wird angerissen, dass es in der Gruppe der Mitwirkenden im FFGZ zu Konflikten kam. Personelle Wechsel fielen in die Zeit, in der das FFGZ Berlin sich in die Hausbesetzungsszene einbrachte und Bezug der neuen Räumlichkeiten anstand.¹³ Die Gruppenzusammensetzung aus ›Alten‹ und ›Neuen‹ sorgte für ein Spannungsverhältnis ab 1985:

-
- 12 Mit ›erster Generation‹ sind hier Aktivistinnen gemeint, die das FFGZ ins Leben gerufen und die erste Gruppe dargestellt hatten. In den Interviews wird geschildert, dass alle Aktivistinnen der Frühphase das FFGZ bis zu den frühen 1980er Jahren verlassen hatten. Insofern hatte sich ein grundlegender Wandel vollzogen, als dass ab dann ausschließlich Aktivistinnen im FFGZ engagiert waren, die später hinzugekommen sind.
 - 13 Tatsächlich hatten diejenigen Frauen der allerersten Generation des FFGZ Berlin beim Bezug der Räumlichkeiten von Lichterfelde 1976/77 bereits die Gruppe verlassen, doch die zweite Generation des FFGZ Berlin wurde von den 1983 hinzugekommenen Mitarbeiterinnen als erste Generation

»[...] von meinem Gefühl her waren es halbe-halbe, als ich anfing. Halb neu, halb alt. Und diese [es] **gingen** viele. Ja? Und dann, manche von den Alten blieben. Es gab auch lange Auseinandersetzungen mit der [B2].« D1 00:48:42-7

Dass es zu Konflikten kam, die von D1 personell konkretisiert werden, ist der Ansatzpunkt für die Aktivistin, um eine Ambivalenz zu kennzeichnen, die jene Zeit charakterisierte. Die Form der Erinnerungen des belebenden Miteinanders und des verbindenden ›Teetrinkens‹ beim Ofen, der geheizt wurde, wird verknüpft mit der retrospektiven Anerkennung dessen, was die gemeinschaftliche Arbeitsleistung bedeuten und leisten konnte. Die Grenzüberschreitung zeitlicher Strukturen von Aushandlungsprozessen wurden im Rückblick durch D1 als belastend benannt, doch die Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit positiv hervorgehoben. Dass die Grenze zwischen dem Laientum und der Professionalität überschritten wurde wie zwischen dem Privaten, dem Öffentlichen und dem Politischen, wird in aller Ambivalenz thematisiert. Dabei kommt es vor allem zu Verweisen auf die Fortschrittlichkeit der eigenen einstigen Handlungen und die damit einhergehende Vorreiterinnenrolle der Aktivistinnen:

»Und **das** wurde ja jetzt modern. ... Seit den letzten zehn Jahren trinkt man ... diese Tees und die heißen ›Glückstee‹ sonst was und ›Sonne des sowieso‹, ja, also man kriegt dann noch die ganze Lebenskunst mit. ... Das haben wir damals gemacht, ... ja. Und dann denke ich, das war **fortschrittlich**, ne. **Tee**. Ne, niemand [lachend] trank sonst so viel Tee. ... Ja, und dann wurde halt **sehr** intensiv diskutiert und wir wurden richtig angelernt, wir lernten, wir haben auch miteinander Gynäkologie-Buch ... durchgearbeitet ... kapitelweise, ne, wirklich ... gelernt, dass wir die, gut, die Anatomie und Physiologie verstanden, die wir dann in den Verhütungssachen oder weil ... Wechseljahre oder so weiter, gab. Also wir **waren wirklich** auch, muss man sagen jetzt, wenn man so sagt ›Laie‹, ... **sehr, sehr** ernsthaft. Wie, wie medizinisch wir das angingen und gleichzeitig das infrage stellten.« D1 00:32:03-2

Aktivistin D1 beschrieb wie die Laiinnen des FFGZ sich in die Fachliteratur des medizinischen Diskurses einarbeiteten, und sie zugleich grundlegend kritisch herausforderten. Akribie und Präzision werden für die Vorgehensweise betont und die genaue Kenntnis des Gegenstandes als notwendige Voraussetzung für die eigene Position der Herausforderung beschrieben.

Kontrastiv gegenüber Eigendarstellungen des FFGZ der früheren Phase fällt in den Schilderungen für die Dekade ab 1985 auf, dass nun deutlicher die Eigenauffassung hinsichtlich der Arbeitsweise als kritische Laiinnen betont wurde. Während in den 1970er Jahren noch bei der Selbstdarstellung des Zentrums darauf Bezug genommen wurde, dass eine Ärztin Teil der Gruppe sei, schien dies in 1980er Jahren nicht mehr der Selbstauffassung der Gruppe zu entsprechen. Hier bekam das Prinzip des ›Alle machen alles‹ auch bei der Erarbeitung von Fachliteratur großes Gewicht. Der Ansatz, dass Laiinnen sich mit (medizinischer) Fachliteratur befassen, ist bereits aus den USA durch das

verstanden und bezeichnet, da sie sich als die Neuen sahen und sich bereits um 1983 ein Generationenkonflikt zwischen den ›Neuen‹ und den ›Alten‹ unter den Mitwirkenden zeigte.

Boston Women's Health Book Collective und die anderen publikationsorientierten Aktivistinnen der dortigen Frauengesundheitsbewegung gängig gewesen. Auch die Beteiligten von *Brot u. Rosen* in West-Berlin befassten sich zunächst mit den Veröffentlichungen aus den USA und lasen sich dann in medizinische Studien sowie pharmazeutische Fachliteratur ein. Im FFGZ Berlin wurde diese Traditionslinie der Frauengesundheitsbewegung weitergeführt und offenbar ab Mitte der 1980er Jahre sogar noch systematisierend vertieft:

»Das waren die Lehrbücher der Uni. ... Ne. Das waren ganz, also da gab es ja nicht so viele. ... Drei vielleicht gab es und wir haben eins ausgewählt und sind das dann durchgearbeitet und durchgelernt. ... Ja.« D1 00:32:27-5

Doch nicht nur die universitären Räumlichkeiten wurden für die Rechercheprojekte der Gruppe des FFGZ Berlin genutzt, sondern auch die Einrichtungen der pharmazeutischen Industrie, beispielsweise der *Schering*¹⁴.

»Wobei **wir** ja **auch** noch diesen starken Bezug hatten. ... Ne. Also dadurch, dass die [Name von Aktivistin] ja eh ... Amerikanerin war ... und **ich** gerade aus USA kam, hatten wir praktisch Frischfleisch [lacht] ... frische ... Motivation ... importiert [...] Dass wir in der Lage waren, die englische Literatur zu lesen. ... Ja? Und zwar ... also auf hohem Niveau. ... Und das ... verarbeitet haben in unserer Arbeit und in unseren ... Publikationen in der Clio. ... Das halte ich für mich eine der wichtigsten Gründe, warum das ... so viel Substanz hatte. Ja? Diesen Zusammenhang mit der englischen Sprache, also eine ganz einfache Sache. Wie bil-/und auch ... so eine akademische Orientierung. ... Ich weiß, [B2] und ich, wir gingen dann ... so in die Schering-Bibliothek. Die war damals noch offen und die hatten ... über die hatten ... die englischsprachige Fachliteratur und dort konnte man kostenlos **kopieren**. Und dann haben wir beim **Feind**... kostenlos kopiert und dann haben, kamen wir **stoß**weise mit der englischen Fachliteratur und halt das haben wir dann in die Clio reingearbeitet. Oder in die Wechseljahresbroschüre.« D1 00:57:22-0

Umfangreiche Recherchen und das Bearbeiten von Studien der Fachliteratur, die aus den USA zugänglich gemacht wurde, bedeutete, dass das FFGZ weit über die üblichen Beratungsansätze der Zeit hinaus arbeitete. Neben den Kursen in denen Selbstuntersuchung vermittelt wurde und eine Gesprächsgrundlage für die anwesenden Frauen geschaffen wurde, bildeten sich die Aktivistinnen eigenständig akribisch weiter. Für die Struktur des Zentrums muss daher von einem kleinen Recherche- und Forschungszentrum ausgegangen werden, das eher im Nebenbetrieb ›Sprechstunden‹ und themenspezifische Kurse für interessierte Frauen anbot, während die Mitwirkenden mit der Aufarbeitung von Forschungsergebnissen, dem Verfassen eigener Publikationen und der Entwicklung einer forschungsbasierten Kritik an Medizin und Pharmaindustrie beschäftigt waren.

14 Die Schering AG war ein kommerziell erfolgreiches Pharma-Unternehmen, das auch forschende Anteile hatte, deren Studien jedoch erheblich unter unabhängigen Wissenschaftler:innen umstritten waren. Seit 2006 und der Verschmelzung mit der Bayer AG existiert der Titel ›*Bayer Schering Pharma*‹, vgl. www.chemie.de/lexikon/Schering_AG.html; letzter Zugriff: 15. Mai 2020.

»Und [wir] wussten schon sehr **früh**, ... dass das nicht stimmt mit der Hormonbehandlung in den Wechsel-...-jahren. Das wussten wir ganz früh. Ich kann-/kann heute noch sagen, welche ... welche Literatur das war, wo das schon drin stand. Also wir **erkannten** schon die Dimension von randomisierten Studien ... und ... wer, was für ein qualitativer Unterschied zwischen einer klinischen Untersuchung und einer ... randomisiert oder doppelblind ist, ... und haben genau auf diese Punkte geachtet. Und das war ... möglich über unser ... unsere Möglichkeit, dass wir so gut Englisch sprachen. Ja? Und [D2] ist ja dann **auch** in die USA gegangen und hat ihr Englisch verbessert und so, ne. Also ... die, wir waren doch noch in einem sehr ... nahen Zusammenhang mit den Gründungsfrauen. Und Carol Downer kam nach Berlin, ja. Also [B2] hat da **auch** immer die Verbindung gehalten. Ich hatte die Verbindung nach [Name der Stadt]. ... Wobei wir halt dann umgekehrt fanden, in den USA haben die halt hauptsächlich Abtreibungen gemacht. Ne, wir ... unser Spektrum war ja schon breiter.« D1 00:58:25-3

Der Blick auf die USA kam bei der Vorgehensweise der Aktivistinnen nicht von ungefähr. Einerseits hatten, wie aus den Erzählungen hervortritt, mehrere Aktivistinnen des FFGZ bereits dort gelebt und gearbeitet¹⁵, andererseits beschrieb Aktivistin D3, dass die Gruppe wachsam war angesichts der Vorbildfunktion, die den Abbauprozessen von Sozialstaatlichkeit zukam zwischen der US-amerikanischen Regierung und der Bundesrepublik. Der Bezug zu den USA war daher offenbar zentral für die Gegenwartsanalyse und für den Kern dessen, warum das FFGZ Berlin sich immer wieder als politisch aktives Zentrum aufgefasst hatte. Die Auseinandersetzung umfasste nicht nur kritische Lektüre des medizinischen Fachdiskurses, sondern auch gesellschaftspolitische Analyse in Hinblick auf Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik. Die Geschehnisse in den USA wurden als drohende Wolke am Horizont gedeutet und als Mahnung für den eigenen Aktivismus gegenüber der hiesigen Gesundheitspolitik begriffen. Die Sprachkenntnisse der FFGZ-Mitwirkenden ermöglichten die Recherche und Auswertung der englischsprachigen Fachliteratur des medizinischen Fachdiskurses und der pharmazeutischen Fachstudien. Vor allem die in Politikwissenschaft und Soziologie ausgebildeten Aktivistinnen befassten sich intensiv mit transnationalen Prozessen von Gesundheitsverwaltung in Medizin und Pharmaindustrie.

»[I]ch denke so [D1] und ich, wir beide waren doch sehr... ja, Gesundheitssystem Analyse – dass wir diesen Schwerpunkt hatten. Sie war ja auch vorher in den USA, insofern war sie natürlich auch diejenige, die die ganzen Verbindungen dahin hatte, schon über die Sprache. Und wir auch immer gesagt haben: was jetzt in den USA gerade an

15 Aktivistin A1 war in den USA in der Frauenbewegung aktiv gewesen, bevor sie in West-Berlin das FFGZ mitbegründete und in den 1970er Jahren gemeinsam mit anderen Frauen aus der FFGZ-Gruppe in *Feminist Women's Health Centers* an der Westküste der USA Praktika machte. Aktivistin B2 kam aus den USA nach West-Berlin und dort zur Frauengesundheitsbewegung. Aktivistinnen C1 und D1 hatten in den USA in zwei verschiedenen *Feminist Women's Health Centers* gearbeitet. Aktivistin D2 ging in den 1990er Jahren in die USA, um dort Kontakt zur Frauengesundheitsbewegung aufzunehmen. In den 1970er, 1980er und 1990er Jahren fanden darüber hinaus gelegentliche Treffen mit Aktivistinnen aus den USA statt, wenn diese die Bundesrepublik und West-Berlin bereisten oder es wurde Austausch auf Gesundheitskongressen angestrebt.

neuen Entwicklungen ist, auch im Bereich Gynäkologie, das wird zu uns rüber schwappen. Und das war ja auch jedes Mal. Ne, also wenn, die Medikalisierung der Wechseljahre, oder... **egal** welches Krankheitsbild gerade aufgenommen wurde... und dann in den Behandlungskanon geführt wurde, das kam immer alles zu uns. Auch die Ansätze von... Früherkennungsuntersuchung und solche Sachen. Also das war auch wirklich ihr Schwerpunkt, da wirklich Literatur zu durchforsten und... Dann haben wir auch bei uns die Beobachtungen vorgenommen und sind auch ins Literaturstudium. [...] Nee, rund um die Uhr nicht, Vollzeit, ja, aber es war auch unser Anliegen – unser tiefes Anliegen.«
D3 00:17:19-2

Der systematische Blick auf wohlfahrtsstaatliche Strukturen und Trends der Medikalisierung oder Pathologisierung der Lebensphasen von Frauen wird hier skizziert als Fokus des kritischen Erfassens einer ganzen Bandbreite von Fachdiskursen. Kritik an hormonbasierter therapeutischer Intervention in die ›Wechseljahre‹ war bereits in den 1970er Jahren ein Anliegen der Frauengesundheitsbewegung, doch in den 1980er Jahren befassten sich die Aktivistinnen des FFGZ akribisch anhand pharmazeutischer und medizinischer Studien noch genauer mit den Problemlagen, die darin zu finden waren. Dabei wurden auch die argumentativen Grundlagen seitens des medizinisch-pharmazeutischen Fachdiskurses analysiert und infrage gestellt. In den Beschreibungen von Aktivistin D3 findet sich die Perspektive, dass vor diesem Hintergrund auch die Entwicklung einer eigenen Gegenwartsdiagnostik der hiesigen Prozesse rund um Gesundheitsverwaltung und Behandlungspraktiken angestrebt wurde.

D1 hob zu den jeweiligen Rechercheprojekten hervor, dass sie einerseits das FFGZ Berlin professionalisiert hätten, andererseits aber diese Professionalisierung bereits durch die zentrumseigene Zeitschrift ›Clio‹ angelegt gewesen sei, da es hierfür stets Recherechfertigkeiten gebraucht hatte:

»Genau. ... Das war ... das war ... insofern, ich denke, das ist das auch ein Teil des Erfolges von Berlin, ... dass man ... diese Zeitschrift hatte, für die man ja recherchieren musste. ... Und ... das, denke ich, hat ... dazu beigetragen, dass wir immer auf einem bestimmten ... Niveau gearbeitet haben. ... Also ... das, was ... **viel** später kam, evidenzbasierte Medizin, ... ne, das wurde ja da vorweggenommen. Wir haben ja immer gesagt: ›Was sind denn die Fakten davon? Das **stimmt** ja gar nicht. Das ist ja anders‹ Ja? Also dieser Widerspruch zwischen der Selbsterfahrung und den Büchern ... und dann aber auch zu merken, in den **Büchern** oder **in** den Artikeln sind ja Widersprüche. Das, da gibt es ja eine andere Untersuchung, die sagt ja ganz was anderes. Also die, die Literatur praktisch gegen den Strich zu bürsten und ... da ... nach anderen ... **Fakten** zu suchen, das war die Vorgehensweise, um die Clio zu schreiben. [...] Auch **das** ja so fortschrittlich, ne, zu sagen: Da müssen ja Fakten her. Können wir ja nicht einfach behaupten, das stimmt ja gar nicht. Und wir haben ja selbst gemerkt, das stimmt nicht.« D1 00:32:15-6

Der Bezug auf die frauenbewegten Kreise der USA brachte nicht nur die dort beobachteten Vorgänge in Ärzteschaften und Pharmaindustrie in den Blick, sondern bedeutete auch die Publikationen der US-amerikanischen Frauengesundheitsbewegung zu rezipieren, die stets eine Vorbildfunktion für die hiesige Frauengesundheitsbewegung hatten. Die beiden zentralen Ausgangspublikationen der USA, einerseits das Anfang der

1980er Jahre erschienene ›A New View Of A Woman's Body‹, das durch *Self-Help*-Kreise sowie die Föderation der *Feminist Women's Health Centers* erarbeitet und veröffentlicht worden war, sowie die Publikation des *Boston Women's Health Book Collective* ›Our Bodies, Ourselves‹, wurden gleichermaßen aufgegriffen. Neben der Rezeption der medizinisch-pharmazeutischen Fachliteratur gaben jene frauenbewegten Veröffentlichungen richtungsweisende Elemente für die Arbeit im FFGZ Berlin:

»Und da war eben eine ... ›A New View of a Woman's Body‹ ... ja sehr entscheidend ... dafür natürlich ›Our Woman, our bodies, ourselves‹ als Grundlage, die ja schon mal so die Haltung angab, ... und dann dieses Buch, dass dieses Oakland geschrieben hatte ... und das wir dann übersetzten ins Deutsche, ne, im Orlanda Verlag [›A New View Of A Woman's Body‹ übersetzt als ›Frauenkörper neu gesehen‹, S.B.]. Also da ... diese, das denke ich, ist **sehr** wichtig, dass wir immer ... auch nach Fakten guckten. ... Wir/... ne, wir sind jetzt in Berlin ja nie ... abge-/wir waren ja **nie** esoterisch, was ja eine große Strömung innerhalb der Frauengesundheitsbewegung auch dann wurde. Ne, die Frauen, die **nicht** so akademisch waren, ... sind ja häufig dann Heilpraktikerin geworden – obwohl die akademischen auch – und sind dann ja abgeschwirrt in irgendwelchen ... rituellen sonst was. Das war ja für [das FFGZ] Berlin keine... war ja ganz klar, wir haben uns ja immer ganz stark dagegen abge-...-wehrt, gell.« D1 00:34:44-9

Hier entspricht die Betonung des Blicks auf Fakten in der Darlegung der Aktivistin auch der im selben Atemzug vollzogenen Abgrenzung zu anderen Gruppierungen, die in ihren Politik- und Aktionsformen esoterisch geprägt gewesen seien. Dies wird unmittelbar verknüpft mit dem Hinweis, hierbei habe es sich bei esoterischen Akteurinnen der Frauengesundheitsbewegung um Aktivistinnen gehandelt, die ›nicht so akademisch‹ gewesen seien. Die bereits aufgezeigte Abgrenzungslinie gegenüber dem Selbsthilfeladen ›Im 13. Mond‹, der wie bereits dargelegt, innerhalb der West-Berliner Kreise ein direkter Vergleichs- und Abgrenzungspunkt für die FFGZ-Frauen war, erscheint auch in den Erzählungen zu den Jahren nach 1985. Die abgrenzende Haltung von FFGZ-Aktivistinnen gegenüber dieser Einrichtung der ›Anderen‹ taucht nicht nur in selbem Maß auf, sondern wird auch auf dieselbe Weise begründet. Die direkte Konkurrenzsituation lösten die Frauen des FFGZ Berlin, wie sich in den Interviews zeigt, indem sie ihre eigene Einrichtung als ›Politische‹ und die Konkurrenzeinrichtung als ›Unpolitische‹ titulierten, was jedoch die für die 1980er Jahre typische Dichotomie ›Polit-Frauen‹ vs. ›Spiri-Frauen‹ ebenso beinhaltet.

Bei der Dokumentation zum Gesundheitstag in West-Berlin 1980 ist eine punktuelle Zusammenarbeit der Gruppierungen ersichtlich (vgl. Kerstan/Wilde 1981). Dennoch betonten die FFGZ-Aktivistinnen im Rahmen der Interviews jeweils die eigene Abgrenzung zum Selbsthilfeladen, den sie auch oft ›Den 13. Mond‹ nannten. Dass andere (F)FGZ im deutschsprachigen Raum auf die gleiche Weise arbeiteten wie der Selbsthilfeladen ›Im 13. Mond‹, war und ist eine Reibungsfläche im Dachverband der Frauengesundheitszentren¹⁶ geblieben, der 1987 gegründet wurde.

16 www.frauengesundheitszentren.de/BV_pub/uber-uns/; letzter Zugriff: 02. Januar 2018.

Doch Mitwirkende des FFGZ Berlin nahmen nicht nur am Selbsthilfeladen ›Im 13. Mond‹, sondern auch an anderen Frauengesundheitszentren innerhalb des Dachverbands Anstoß, wenn dort eine Nähe zu Esoterik erkennbar wurde:

»Naja, ich denke, so diese, dieser Unterschied zwischen ... also wie, ich erinnere mich an ein **Netzwerk** der Deutschen Frauengesundheitszentren, dass dort **auch** manche Zentren, Nürnberg, zum Beispiel, esoterisch wurde. ... Ne? **Nah** war ja nur Frankfurt ... und Bremen. Hamburg war auch ganz esoterisch. ... Gell. ... Und eigentlich: Die Politischen haben besser **überlebt**. Wobei Frankfurt ja **auch** abgewickelt wurde, gell.« D1 00:59:30-9

Die Abgrenzung gegenüber Bereichen von Spiritualität und Esoterik skizzierte Aktivistin D2 als einen Strang der Frauengesundheitsbewegung, den das FFGZ mit den ersten Publikationen zwar aufgegriffen, jedoch später durch eine systematische und forschungsbasierte Kritik fundiert habe. Beim Selbsthilfeladen ›Im 13. Mond‹ wurde hingegen Esoterik als zentrales Element zugeschrieben.

»**Komplett** anders, ja, ja. Und ... ich meine, das war immer ...nun ja. Wir, also da gab es schon so eine Gegnerschaft, Gegnerinnenschaft. Das muss man sagen. Also weil: Wir haben sie [die Aktivistinnen des Selbsthilfeladens im ›13. Mond‹, S.B.] nicht so ganz ernst genommen und ich meine, sie haben uns wahrscheinlich auch als ... irgendwie ... systemkonform, opportunistisch oder sonst was ... gesehen. Also ich meine, das, das hing mit der, damit zusammen: Die hatten so eine Art Fundamentalopposition, die sich eigentlich auf die ... [seufzt] ja, letztendlich auf die Hexen berief. ... Und ... ich meine auch, das Buch vom, des FFGZ hieß ja auch ›**Hexengeflüster**‹, also ich meine, das ... das war damals ja/das waren die gemeinsamen Wurzeln. Nur, dass dann das FFGZ wirklich **ganz** anders da rangegangen ist, nämlich **im** System selber sich da sozusagen eine Position zu erobern, während das/der Dreizehnte Mond immer mehr abdriftete in so eine Esoterik, ... die dann irgendwann pff. in solchen Sachen gipfelte wie [...] gemeinsam Mutterkuchen essen oder so was.« D2 01:31:06-0

Die Kritik an den ›Anderen‹ macht deutlich, inwieweit sich die Aktivistinnen des FFGZ Berlin eine eigene Agenda der Institutionalisierung gesetzt hatten, die sie versuchten umzusetzen. An dieser Stelle der vorliegenden Betrachtung ist weniger von Belang, ob das gemeinsame Verspeisen von Plazenta im Laden der ›Anderen‹ tatsächlich praktiziert wurde oder nicht. Relevanter ist, welche Bedeutung derlei Erzählungen über den Konkurrenzladen für das FFGZ einnehmen konnte. Die Konkurrenzeinrichtung, die immerhin auch eigene Räumlichkeiten und eigene Sprechzeiten, eigene Kurse und Publikationen hatte (vgl. Schneemann 1979: 194–197), diente im FFGZ als Abgrenzung und somit auch der eigenen Profilbildung. Dadurch findet sich hier ein Erzählstrang bei den FFGZ-Aktivistinnen, auf dem ›besseren‹ Weg gewesen zu sein als die ›Anderen‹. Dies wird in der Retrospektive verknüpft mit der Einschätzung, dem großen Ziel der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse näher gekommen zu sein als die ›Anderen‹, also als die feministischen Aktivistinnen anderer Einrichtungen. Die stille Schließung des Selbsthilfeladens ›Im 13. Mond‹ wird zum Untermauern der eigenen Sichtweise als FFGZ-Mitwirkende herangezogen:

»Ja. Also ich/ich glaube, das war einfach, damit haben sie sich dann selber in Aus geschossen. Also ... also weder hatten sie eine Finanzierung, ... weil sie, ich glaube, weiß gar nicht, ob sie die wollten. Angenommen hätten auch, ne, weil sie wollten sich ja auch nicht korrumpieren lassen. Und ... noch entsprach das wirklich den Interessen der Frauen, ja. Also ich meine, es gab immer mal solche ... vereinzelte Sachen, so **woes**/also die Esoterik natürlich, das ist ja eine ganz andere noch Bewegung. **Manche** Frauengesundheitszentren haben sich wirklich auch **stärker** in diese esoterische Richtung bewegt, haben aber offensichtlich dann doch **stärker** noch die Bodenhaftung behalten. Während das dem Dreizehnten Mond eben **nicht** gelungen ist, ... und ja. Also ich sage mal so: So ganz ernst haben wir sie nicht genommen, ne. Also ... ja.« D2 01:32:00-9

Die erste Selbstuntersuchung durch Carol Downer und Debbie Law im November 1973 im Frauenzentrum West-Berlins war nicht nur für das FFGZ die Initialzündung, sondern auch für den Selbsthilfeladen ›Im 13. Mond‹. Beide gehörten zu den etwa 20 Selbstuntersuchungsgruppen, die sich fortan regelmäßig trafen und über das West-Berliner Frauenzentrum kannten (vgl. Selbsthilfeladen ›Im 13. Mond‹ in: *Courage* 6/1978: 52).

Der Selbsthilfeladen ›Im 13. Mond‹ verstand sich jedoch dezidiert *nicht* als Beratungsangebot für Frauen, sondern als Vernetzungsplattform, bei der sich die Fäden etlicher eigenständig arbeitender Selbsthilfegruppen verbinden konnten. Letztlich hatte auch dieser Selbsthilfeladen Bezüge zu den Theoretikerinnen und Praktikerinnen aus den USA, nicht zuletzt durch die Rezeption und Bearbeitung der Publikationen von Ehrenreich und English aus den 1970er Jahren (vgl. Kerstan/Wilde 1981: 116–130). Dabei wurde historisch die Kluft zwischen den professionalisierten und – aus Sicht der Frauengesundheitsbewegung – überwiegend frauenfeindlich arbeitenden Ärzteschaften und den Praktiken von ›heilenden Frauen‹ aufgearbeitet. Der Selbsthilfeladen ›Im 13. Mond‹ erstellte gar auf der Grundlage der Publikationen von Ehrenreich und English eine Ausstellung, mithilfe derer der Laden den eigenen Ansatz der Abgrenzung zur Allgemeinmedizin veranschaulichen und argumentieren konnte (vgl. ebd.). Diesem strikten ›Selbsthilfeansatz‹ verpflichtet, stellte jener Laden die Räumlichkeiten und entsprechende Rahmenbedingungen zur Verfügung, grenzte sich aber explizit von jeglichem ›Dienstleistungsprinzip‹ ab (vgl. Schneemann 1979: 194). Selbstuntersuchungsgruppen konnten offenbar eigenständig inhaltliche Schwerpunkte setzen und diesen nachgehen – so bildete sich eine ›Kräutergruppe‹, eine ›Geburtsgruppe‹ etc. (vgl. Kerstan/Wilde 1981: 130).

Für das FFGZ Berlin hingegen stellte der Bezug zur Frauengesundheitsbewegung der USA nicht nur die Abgrenzung der Position von ›Laiinnen/Frauen‹ gegenüber ›Ärzteschaften‹ dar, wie sie bei Ehrenreich/English in ihren historischen und soziologischen Arbeiten zu Hexenverfolgung, Kräuterkunde sowie der Etablierung von Medizin und Pharmazie zu finden war (vgl. Ehrenreich/English 1973). Diese wurden sowohl vom FFGZ als auch vom Selbsthilfeladen ›Im 13. Mond‹ rezipiert, doch die Außendarstellungsweise und Artikulationsformen begannen sich im Laufe der Jahre zu unterscheiden zwischen den beiden Einrichtungen. Indem die FFGZ-Aktivistinnen begannen sich von der Arbeitsweise und der Selbstdarstellung der ›Anderen‹ abzugrenzen, trat auch ein Bestreben danach auf den Plan, seitens fachlicher Einrichtungen ernst genommen zu werden. Professionalisierungstendenzen, die mit der Veröffentlichung der eigenen Publikatio-

nen begonnen hatten, wurden mittels fundierter Forschungstätigkeit fortgesetzt und vertieft im FFGZ. Zudem muss abermals auf die Auseinandersetzung und die bereits skizzierte Ausrichtung auf ›feministische Betriebe‹ sowie die Fundierung von Medizin- kritik durch eigene Forschung und Recherche verwiesen werden. In der vehementen Abgrenzung der FFGZ-Aktivistinnen zum Selbsthilfeladen der ›Anderen‹ kann hier auch ein Ansatz gefunden werden, der den Wunsch nach Anerkennung der FFGZ-Arbeit durchscheinen lässt. Denn der Fokus auf die Fachliteratur und die eigene Recherchetätigkeit im Zentrum beinhaltete das Ziel, fundierte Kritik zu äußern, um im Fachdiskurs Gehör zu finden.

Neben der Tatsache, dass manche Mitarbeiterinnen des Zentrums sich von der unmittelbaren Arbeit im FFGZ zurückzogen und eigene kleinere feministische Betriebe gründeten, ist insbesondere für die im Zentrum verbleibenden Aktivistinnen die Frage der Einkünfte immer wieder relevant gewesen. Ab den 1980er Jahren gab es im Zuge der Finanzierung durch staatliche Mittel notwendigerweise einen Umgang mit dem Verhältnis von bezahlter und unbezahlter Mitarbeit im FFGZ Berlin. Dieser Übergang von unbezahlter zu bezahlter Arbeit soll im folgenden Unterkapitel illustriert werden.

7.6 Veränderung bei Beharrlichkeit

Da der Blick auf Wandlungsprozesse des FFGZ Berlin im Vordergrund der vorliegenden Betrachtung steht, ist die Frage nach den Kontexten von diesen Prozessen relevant. Für die Jahre zwischen 1985 und 1995, ist, wie bereits angemerkt wurde, von einer Übergangszeit zwischen einem ›ursprünglichen‹ und einem ›modernisierten‹ FFGZ auszugehen. Dies wurde bislang unter anderem hinsichtlich der Grundfesten von kollektiven Arbeitsweisen umrissen, die aus Sicht von aktivistischen Perspektiven an Grenzen gestoßen war. Die Gründe für die bisher skizzierten Veränderungen wurden im Rahmen der Interviews mit Verweis auf Notwendigkeiten der internen Abläufe und erweiterten Recherche-Aktivität sowie Reibungsfläche unter Aktivistinnen, einer Veränderung der Nachfrage von außen und anhand von Erschöpfungerscheinungen unter Aktivistinnen referiert. Doch um das Bild der Prozesshaftigkeit mit mehr Details zu versehen, soll in diesem Unterkapitel Fragen von Selbstreflexivität der Aktivistinnen jener Zeit nachgegangen werden: Wie viel Veränderung verträgt ein Zentrum, das sich zu etablieren sucht und dem Kern der eigenen inhaltlichen Arbeit treu bleiben will? Dieser Frage gingen die Aktivistinnen bereits in ihrer Zeit des eigenen Engagements nach und sie fand sich auch in der Retrospektive.

In Bezug auf die Verstetigung von Arbeitsweisen hatte sich schrittweise eine Tendenz hin zur Kooperation mit staatlichen Institutionen ergeben seit der Entscheidung für finanzielle Mittel aus öffentlicher Hand. Wie bereits erwähnt wurde, bekamen die Neuaufnahmen von Aktivistinnen in die Gruppe im Laufe der 1980er Jahre zunehmend den Charakter von Bewerbungsverfahren, so dass im Rahmen der teilentlohnenden Tätigkeiten von Stellen gesprochen wurde. Aktivistin D3 erinnert sich:

»... und dann gab es gleich die Stelle im FFGZ und dann war das für mich 'ne sehr, sehr schöne ... eine Chance!« D3 00:07:44-4

Die Arbeitsweise des Zentrums sah allerdings auch seit der Arbeit mit öffentlichen Mitteln des West-Berliner Senats vor, dass neben den vergüteten Stellen ein erheblicher Teil der Arbeit durch unbezahlte Tätigkeiten gestemmt werden musste. Hierzu wurden ansatzweise Ideensolidarischer Ökonomie entwickelt, die im Zuge der vorliegenden Untersuchung zum Zentrum nur gestreift, aber nicht weiter expliziert werden.¹⁷ An dieser Stelle der Betrachtung zählt maßgeblich der Übergang von unbezahlter Arbeitsweise zu teilweise bezahlter Arbeitsweise. Hierzu sind Ideen solidarischer Wirtschaftsweisen insofern relevant als dass sie die fließenden Übergänge zwischen Arbeiten im Zentrum aufzuzeigen helfen. Auch für die *Feminist Women's Health Centers* der USA, wie für viele andere Betriebe, die aus den Protestbewegungen entstanden sind, können derlei fließende Übergänge als charakteristisch gesehen werden (vgl. Morgen 2002: 103). Denn auch mit der Einrichtung bezahlter Arbeitsplätze, dem Erwirtschaften eigener Geldmittel oder dem Wirtschaften mit Geldern aus öffentlicher Hand ging das Arbeitspensum der Mitwirkenden des FFGZ deutlich über die entlohnenden Stunden hinaus. Weitere Stunden unbezahlter – auch als ehrenamtlich aufgefasster – Arbeit blieben vonnöten, um kleine Gesundheitszentren dieser Art zu erhalten. Die Grenzziehung zwischen entlohnter und unbezahlter Arbeit ist daher charakteristischerweise undeutlich, wenn sie überhaupt möglich ist.

Bezeichnenderweise jedoch ist im Zitat der Aktivistin von einer ›Stelle‹ im FFGZ Berlin die Rede, die vakant gewesen sei. Da sich auch im Rahmen der unbezahlten Mitarbeit im Zentrum das Hinzukommen zur Gruppe entsprechend eines ›regelrechten Bewerbungsverfahrens‹ (vgl. D2 00:28:25-2) gestaltete – hinsichtlich dessen, wer mitarbeiten durfte und wer nicht – ist zu beachten, dass es sich bei der freien Position, die benannt wird, einerseits um eine vergütete Mitarbeit, gleichsam aber auch um eine Aufnahme und Integration in die Gruppe selbst gehandelt haben könnte – oder beides. An diesem Punkt ist von zentralem Interesse, dass die Einrichtung vergüteter Stellen im Zentrum mitnichten bedeutete, dass hiermit eine stringente Begrenzung des zeitlichen Umfangs im Engagement der Aktivistinnen einkehrte. Im Rahmen des eigenen Engagements stellten sich dennoch Grenzziehungen ein, die auch ein Maß an Abgrenzung von den gruppenspezifischen Reibungen bedeuten konnten. Dass Aktivistinnen stärker trennen können zwischen Pflicht und Freiraum, wenn nach eigener Auffassung die Mitarbeit innerhalb eines Zentrums unter Gesichtspunkten betrieblicher Abläufe strukturiert ist, liegt zumindest nahe. Im Rahmen der Interviews mit D1, D2 und D3 zeigten sich Referenzen darauf, dass der aktivistische Blick auf die eigenen Kräfte und das Haushalten hiermit unter Gesichtspunkten der Unterscheidung zwischen ›Arbeitszeit‹ und ›Freizeit‹ oder einer Trennung zwischen ›Notwendigkeit‹ und ›Herzenssache‹ fiel und damit retrospektiv ansatzweise argumentiert wurde. Im Prozess der sich allmählich etablierenden Ausdifferenzierung von inhaltlichen oder formal-organisatorischen Tätigkeitsschwerpunkten innerhalb des Zentrums, ist dies von besonderer Bedeutung, da hier eine neue Setzung seitens der Aktivistinnen vollzogen wurde, die sich nicht mehr nur aus den Abläufen im FFGZ selbst erklären lässt. Denn während eine Ausdifferenzierung von Aufgabenbereichen und thematischen Schwerpunkten noch mit der Steigerung der Komplexität der im Zentrum anfallenden Aufgaben erklärt werden kann, ist

17 Die Verweise selbst sind beibehalten worden, doch die Ideen werden nicht als solche expliziert.

dies doch schon weniger nachvollziehbar für die Strukturierung von Plena oder eine Veränderung von Entscheidungsprozessen, die ebenfalls allmählich etabliert wurden in jener Zeit. Veränderungen, die von den Aktivistinnen D1, D2 und D3 vor allem als Notwendigkeiten begründet wurden in ihren Erzählungen, eröffnen weitere Fragen nach dem Spannungsfeld zwischen den Polen ›Beharrung‹ und ›Veränderung‹ jener Dekade ab 1985.

Die drei hier zentral positionierten Aktivistinnen verwiesen besonders für die Zeit zwischen 1987 und 1994 darauf, dass es auch äußeren Druck auf das Zentrum gegeben habe, sich neu auszurichten und zu verändern. Dieser Druck habe auch dazu geführt, dass die inneren Abläufe stets durch die Aktivistinnen kritisch hinterfragt und mitunter sogar radikal infrage gestellt worden seien. Aktivistin D3 benannte beispielsweise im Umfeld des FFGZ Berlin Druck gegen das Etikett ›feministisch‹, der aufgekommen sei und angehalten habe. Dies sei von der FFGZ Gruppe aufgegriffen worden, aber habe – wie schon in Kapitel 7.3 erläutert – nicht dazu geführt, dass ein Grundsatz verworfen worden sei. Hier sei für die Binnenperspektive der Aktivistinnengruppe die Frage zentral geworden, ob das ›feministische F‹ des FFGZ Berlin zu Ausschlussmechanismen gegenüber einem Publikum führe. Hieraus habe sich die Fragestellung ergeben, ob das FFGZ deshalb für Frauen aus diversen Gesellschaftsgruppen nicht als Anlaufstelle in Betracht käme. Der Druck von ›außen‹ allerdings sei nicht nur hinsichtlich des Etiketts ›feministisch‹ relevant geworden, das stets für Distanzierungen gesorgt habe. Der Blick wanderte vielmehr auf die Inhalte der eigenen Arbeitsweise. Gerade innerhalb der frauenbewegten Szene selbst sei dem Zentrum signalisiert worden, dass das FFGZ mit der Zeit gehen und etliche Angebotsinhalte verändern solle (vgl. D3 01:00:13–4).

Die Diskussion zur potenziellen Schließungsbewegung, die es seitens des Zentrums bedeuten konnte, wenn am feministischen ›F‹ im FFGZ festgehalten würde, war teil der internen Reflexionsprozesse und selbstkritischen Kontroversen. Hierdurch wurde gleichzeitig die Bedarfsorientierung oder Etikettierung ›von außen‹ reflektiert:

»Wir standen ja auch immer vor der Frage a) machen wir das Richtige und [b] wie sprechen wir die Frauen an? Und natürlich auch in einem Klima, wo feministische Gruppen mehr und mehr so ausgegrenzt wurden. Ja, Frauengruppen war alles noch in Ordnung... feministisch war dann [macht eine leichte Handbewegung wie etwas ›mit spitzen Fingern anfassen‹; S.B.] mit Skepsis belegt... und ich denke, was wir damals schon gemacht haben: 'ne Öffnung nach außen ganz stark und haben Frauengruppen in anderen Institutionen aufgesucht... in den Bezirken, oder auch mit den... Frauenbeauftragten der Bezirke zusammengearbeitet, Volkshochschulen stärker aufgegriffen. Diese Öffnung gab es... und dann auch die Öffnung irgendwann zu sagen ›der gynäkologische Schwerpunkt ist es ja nicht allein, wir schauen auch mal in die anderen Felder rein...‹ und dann so in den Bereich ›soziale Bedingungen, psychische Gesundheit‹, ... da wurden dann auch andere Kurse aufgenommen. Während die vorher tatsächlich sehr konzentriert waren auf Gynäkologie – Selbsthilfe, Selbstuntersuchung... das war ja in diesem veränderten Umfeld, wo dann ja überall Bücher erschienen zu Frauenkörpern und allen Themen, war das ja auch nicht mehr... die große Information, die jetzt so grundlegend sein musste für alle. Es ist ja auch ein anderer Bedarf entstanden.« D3 00:50:03–7

Hierin zeigt sich eine Verschiebung der inhaltlichen Ausrichtung. Zum einen kam das FFGZ Berlin aus der Frauengesundheitsbewegung, die auf autonome Projekte setzte und sowohl Selbstuntersuchung als auch (strukturelle) Medizinkritik als maßgebliche Bezugspunkte hatte. Zum anderen jedoch zeigt sich durch die interne Reflexion seitens des Zentrums die Frage nach dem ›richtigen‹ Handeln auf, inwieweit dieser Fokus verhandelbar sein konnte. Beim Abgleich durch das ›Außen‹ und die eigenen Barrieren, zeigte sich den Aktivistinnen, dass die Dauerhaftigkeit der Arbeitsweise auch mit grundlegender Veränderung einhergehen konnte oder dies sogar sollte. Beliebig viele neue Wege zu beschreiten, ist für ein kleines Zentrum an der Prekaritätsgrenze jedoch nicht möglich, so dass die jeweiligen Neuausrichtungen mit Bedacht gewählt werden mussten.

Dennoch kann festgehalten werden, dass eine Bedarfsorientierung der eigenen Themen als Angebote einsetzte, die in den Beschreibungen der Aktivistinnen deutlich wird. Auch in den Erzählungen der frühen 1980er Jahre klingt dies an. Für die Zeit der mittleren und späten 1980er Jahre führte D3 aber auch hinsichtlich der an das FFGZ Berlin herangetragenen ›Wünsche von außen‹ aus, dass klare Grenzen gezogen wurden vom Zentrum, auch wenn es größere Akzeptanz im erhofften Publikum eingebracht hätte das FFGZ so zu gestalten, dass beispielsweise auch Behandlung unter dem selben Dach angeboten würde:

»Oder sich ›Medizin‹ zu öffnen... Heilpraktikerthemen... während wir vorher uns ganz strikt abgegrenzt haben, also keine Medizin [lacht] ... es war natürlich dann auch in diesem Umfeld ›Die Medizin ist das **Problem** der Frauen und nicht die Lösung‹, wurden aber dann natürlich über die Entwicklungen **in der Medizin** da auch Kontakte alle aufgenommen und aufgebaut. Und auch zu einem großen Vorteil, das muss man ja sagen. Und ich glaube, für viele Frauen, die hätten sich immer gewünscht es gäbe auch ›ne Ärztin im Zentrum. Um gleich etwas miteinander verbinden zu können.« D3 00:50:52-3

Beratung und Behandlung unter einem Dach zu vereinen, klingt hier als Äußerung und Wunsch derjenigen Frauen an, die dem FFGZ nahe genug standen, um es zu ›nutzen‹ und Feedback einzubringen. Diese Verbindung von Beratung und Behandlung war in der Zeitphase 1987–1995 jedoch nicht im Sinne der FFGZ-Aktivistinnen. Die derart enge Zusammenarbeit mit Ärztinnen und Ärzten hätte aus Sicht der FFGZ-Mitwirkenden bedeutet Hierarchien der medizinischen Versorgungsstruktur im eigenen Haus in der alltäglichen Arbeit bearbeiten zu müssen. Angesichts dieser Auseinandersetzung wurde die enge Zusammenarbeit mit medizinisch Professionellen auf punktuelle gemeinsame Erarbeitung von Artikeln, Vorträgen und dergleichen beschränkt.

»Das war ja in Berlin immer klar: ... **keine** Ärzte.« D1 01:07:58-9

Diese Umgangsweise wird auch deutlich für die Zusammenarbeit des FFGZ Berlin mit anderen Praktiker:innen des Gesundheitsbereichs – beispielsweise Heilpraktiker:innen. Hier zeigt sich, dass zentrumsinterne Reflexionsprozesse stattgefunden haben, die nicht nur zur Veränderung, sondern auch zur Beharrlichkeit führen konnten. Während eine bereits angestrebte Kooperation mit Mediziner:innen und Heilpraktiker:innen

auch durch die Aktivistinnen selbst angesprochen wurde, ist gleichzeitig die Grenzziehung verdeutlicht, inwieweit eine engere Zusammenarbeit darüber hinaus schwierig geworden wäre. Denn die ursprüngliche Sicht der Frauengesundheitsbewegung, dass die (qua Zertifikat professionell etikettierte) Medizin ein ›Problem für Frauen‹ sei und nicht die ›Lösung‹, war Teil der zentralen politischen Haltung. Hiervon hätte die Gruppe folglich Abstand nehmen müssen. Die Frontenstellung hätte sich nicht aufrechterhalten lassen und dies konnte bedeuten, dass inhaltliche Positionen unübersichtlich geworden wären. Aktivistin D3 betonte die Grenzziehung, die das FFGZ gegenüber medizinisch professionell zertifizierten Berufsgruppen aufrechterhalten habe:

»Wir hatten mal eine Ärztin, aber das war, die war in der Umweltmedizin. [...] Kontakte waren immer da, das war auch gewünscht, auch zu niedergelassenen Gynäkologinnen, das war auch gewünscht. Aber die Mitarbeit war so gewesen, dass es sich nicht vertrug. Und es [Medizinkritik, S.B.] war ja auch sozusagen, ›Es ist kein Geheimnis!‹ also, das muss man nicht studiert haben, das ist kein Geheimwissen, wir haben es gelernt, ihr könnt es lernen. Von daher wurde da mehr damit transportiert [lacht].« D3 01:20:28-2

Bei einer Zusammenarbeit mit niedergelassenen Gynäkolog:innen unter einem Dach des FFGZ wäre die Gruppendynamik durch die Grenzziehung, die zwischen Laiinnen und ›Professionellen‹ der Gesundheitsversorgung, die nicht ausbleiben kann, stärker betroffen gewesen als durch Kooperationen außerhalb des Zentrums. Diese Grenzlinie hätte in der Binnenstruktur des Zentrums zur Disposition und stetigen Neuverhandlung gestanden. Besonders die anti-hierarchische Grundhaltung des FFGZ Berlin zu Vertreter:innen ›der Medizin‹ wäre in der engeren Zusammenarbeit steter Reibungspunkt geworden. Die Position der unabhängigen Beratungsinstanz, die das FFGZ Berlin für sich in Anspruch nehmen konnte, wäre dabei gleichsam hinfällig oder brüchig geworden bei der Integration von Behandlung. Denn der Status der ›Orientierung gebenden Instanz‹ gegenüber den Frauen, die Rat suchten, wäre durch klare Positionierung mittels einer Behandlungsform gefährdet gewesen. Die Mitarbeiterinnen des FFGZ grenzten sich daher in den späteren 1980er Jahren bis in die 1990er Jahre hinein einerseits vermehrt gegenüber ›der Medizin‹ und ›Behandlungsfunktionen‹ ab. Aktivistin D3 unterstrich dazu, dass das Thema ›Beratung und Behandlung unter einem Dach‹ nicht aus der FFGZ-Gruppe heraus entstanden sei, sondern von außen an diese herangetragen wurde:

»Nein, von uns selber kam das überhaupt nicht.« D3 00:51:00-1

Jedoch betonte sie gleichzeitig, dass das FFGZ sich Neuem gegenüber nicht per se verschlossen habe, sondern, im Gegenteil, auch bedingt durch den eigenen Anspruch an Aktualität und Offenheit gegenüber thematischem ›Neuland‹, Veränderungen unabdingbar gewesen seien:

»Aber was haben wir denn noch geändert? Ich muss erst überlegen. ... Also wir waren immer an aktuellen Themen dran, von daher: die Themen veränderten sich, die auf uns zukamen.« D3 00:52:04-3

Im Rahmen thematischer Aktualisierung und Veränderung seien interne Abläufe hinsichtlich der Notwendigkeiten von Verstetigung und Flexibilisierung neu ausgehandelt worden. In einer Phase, die auch als inhaltlich-thematische Professionalisierung des Zentrums gedeutet werden kann, bekam dies besondere Relevanz. Ähnlich beschrieben dies auch die Aktivistinnen D1 und D2, denn das ›Mit-der-Zeit-Gehen‹ des FFGZ habe bedeutet, die eigenen Inhalte mit den Gegebenheiten zwischen ›Innen‹ und ›Außen‹ abzugleichen. Veränderungen, die aus dem inneren Zusammenhang heraus kamen, seien auch auf Erwartungshaltungen zwischen dem FFGZ und dem ›Außen‹, beispielsweise auf die Struktur der Kurse, bezogen gewesen, wie Aktivistin D2 zusammenfasste:

»Und jetzt, also was sich so verändert hat, war tatsächlich so die **Inhalte**. Und am meisten hat sich das ausgedrückt in unseren **Selbsthilfekursen**. Also das hing damit zusammen, dass irgendwann auch das Interesse nachließ daran.« D2 00:29:17-9

Auch hier zeigt sich der Verweis auf eine verstärkte Bedarfsorientierung im ›Außen‹. Für denselben Zeitraum wurden demnach als zentrale Veränderungen die Inhalte und thematischen Stränge benannt, aber darüber hinaus auch die Formate in denen die Angebote des FFGZ Berlin stattfanden. Durch eine größere Bedarfsorientierung habe sich die Gestaltung der eigenen Veranstaltungen verändert:

»Also in der Zeit als ich das machte [Selbsthilfekurs], selber teilnahm, aber dann später hab ich ja diese Kurse auch an der Volkshochschule angeboten, oder im FFGZ – also **da** war, waren die Kurse eigentlich noch recht gut besucht und das Interesse war weiterhin **da**. Das **ließ** mit der Zeit **nach**. Und auch zum Beispiel die **Gruppenberatung**. Wir hatten ja auch Gruppenberatungen, das von vorneherein immer, weil wir gesagt hatten das ist **wichtig**, Frauen tauschen sich aus – ne, das ist so dieses **Selbsthilfeprinzip** eigentlich. Das lief irgendwann nicht mehr so gut und die Frauen wollten Einzelberatung... die Selbsthilfekurse wurden immer weniger bis sie irgendwann ganz aufhörten. Ne, also, **wir** dann auch die Entscheidung getroffen haben: es hat jetzt keinen Sinn mehr, also, das ist nicht mehr gefragt... und, dann eben stärker Richtung Einzelberatung und Individualisierung auch ging.« D2 00:30:14-2

In diesem Punkt griff der Fokus auf Bedarfe oder Nachfrage im ›Außen‹ schließlich aber auch mit der sich ausprägenden Binnenhierarchie der Gruppe von Aktivistinnen zusammen. In der Gruppendynamik hatte sich bereits eine Verschiebung von Zuständigkeiten entlang von Schwerpunkten der Themenspezifik sowie der sich allmählich etablierten Arbeitsteilung ergeben und schrittweise für eine Ausdifferenzierung von Expertisen unter den Aktivistinnen gesorgt. Dies unterlief das basisdemokratische Anliegen von einst, dass alle zuständig und bei allen Entscheidungsprozessen gleichermaßen beteiligt sein sollten. Wie bereits angedeutet, war dieses Unterlaufen zunächst jedoch nur implizit. Auch die ungleiche monetäre Entlohnung der Arbeit wurde durch Ideen der gemeinsamen Ökonomie der Gruppe aufgegriffen. Doch mit der Ausprägung der Nachfrage- oder Bedarfsorientierung wurden die Angebote des Zentrums selbst modifiziert.

Die Veränderungen, die bisher deutlich geworden sind für die Phase der Jahre 1985 bis 1995 wurden demnach ergänzt durch die Neuausrichtung des Beratungssettings selbst. Denn neben der sich allmählich etablierenden Finanzierung durch ›Staatsknete‹,

der Setzung von Themenschwerpunkten unter Aktivistinnen und einer sich herauskristallisierenden Binnenhierarchie, aber auch den allmählichen Grenzziehungen zwischen ›Arbeitszeit‹ und ›Freizeit‹, der Verstetigung der Arbeitsweise, der Etablierung von Aufgabenteilungen und der Verstetigung der Einkünfte durch die monetäre Ausrichtung der Angebote, war die Neugestaltung der eigenen Veranstaltungen ein relevanter Wandlungspunkt. Die Beratung wurde im Laufe der 1980er Jahre weg von Gruppenberatung hin zu Einzelberatung ausgerichtet. Das Beratungssetting hatte bis dahin auf den Prinzipien beruht, dass Frauen sich über einen längeren Zeitraum hinweg als Gruppen trafen und in den Erfahrungsaustausch miteinander gingen, wobei in einer Art Selbsthilfeprinzip die Frage der Verteilung von Expertisen stets neu gestellt werden konnte. Dies war das Anliegen des Zentrums, da die Hierarchisierung von Expertisen innerhalb des medizinischen Versorgungssystems in der feministischen Gesundheitspolitik infrage gestellt worden war. Das FFGZ Berlin wollte keine Anlaufstelle sein, in der Frauen sich selbst ausschließlich zu Nutzerinnen oder Klientinnen machten und mit Expertinnen konfrontiert seien. Die Struktur der Gruppenberatung war einst dazu angedacht derlei Erfahrungshierarchie zu unterbinden und im Selbsthilfeprinzip sowie Erfahrungsaustausch der Anwesenden untereinander gemeinsam Problemlösungen zu erarbeiten.

Die Abhängigkeit der Frauen, die mit einem Anliegen in die Beratung kamen, von Expert:innenwissen, das sie dort in der Beratung erhalten konnten, wurde prinzipiell von den FFGZ-Aktivistinnen kritisch gesehen. Die Einführung von Einzelberatung wurde gekoppelt an die stärkere Ausrichtung hinsichtlich der Anliegen, die von außen an das Zentrum herangetragen wurden. Da ein größerer Bedarf an Einzelberatung festgestellt wurde gegenüber Gruppenangeboten, die spätestens Anfang der 1990er Jahre nicht mehr beliebt schienen, wurde hierauf reagiert und eingegangen. Die Aktivistinnen hatten sich zum Ziel gesetzt das eigene Vorgehen stets kritisch und radikal zu hinterfragen. Das Hinterfragen der eigenen Arbeitsweise sollte einhergehen mit einer kritischen Haltung gegenüber einer Hierarchie, die im Beratungssetting zwischen ›Wissenden‹ und ›Lernenden‹ inhärent sein konnte. Hieraus ergab sich die Notwendigkeit zu einem ›Beratungsspakat‹. Dies bedeutete, fortan den Erfahrungsaustausch zwischen Beraterin und zu beratender Frau zu ermöglichen, indem die zu beratende Frau zur Expertin des eigenen Lebens erklärt wurde, der die Beraterin lediglich in der eigenen Entscheidungsfindung Hilfestellung durch Unterstützung bei der Orientierung geben würde. Dieses Prinzip zog sich bis in jüngere Zeit hinein. Interessant ist die Fokussierung auf die Nachfrageorientierung der Veränderungszeit Anfang der 1990er Jahre, denn dabei reagiertendie Mitwirkenden des FFGZ klar auf etwas, das von außen an das Zentrum herangetragen und als relevant befunden wurde.

Für die Binnenstruktur unter den Aktivistinnen der 1990er Jahre wird beschrieben, dass eine Aufgabenteilung entstanden sei, wenngleich nach wie vor prinzipiell alle Mitwirkenden im Groben für alle Bereiche zuständig sein können sollten (vgl. D2 01:02:35-4). Hinsichtlich der sich allmählich etablierenden Binnenhierarchie ist ein graduelles Abstandnehmen von umfassenden basisdemokratischen Ansprüchen relevant. Ein Leitungsteam wurde schrittweise etabliert, um Zuständigkeiten zu verteilen und zu gewichten:

»Ne, die [Arbeitsteilung, S.B.] war dann auch schon sehr klar. Es gab dann eine Personalverantwortliche, ne, das hatten wir früher auch nicht. Eine [Zuständige] für Öffentlichkeitsarbeit, eine für Finanzen und ... eine für, was weiß ich, interne Sachen irgendwie. Das, die Bibliothek und öh ... ja, sowas. Ne, also klare Arbeitszuständigkeiten dann auch, ne, die auch zu dann **Anleitungen** der entsprechenden Mitarbeiterinnen. Wir hatten ja dann auch immer Mitarbeiterinnen, die ABM-Kräfte oder so etwas waren, Praktikantinnen, und das wurde eben dann auch alles verteilt, die Zuständigkeit für Praktikantinnen und so weiter. ... Also was man auch nicht vergessen darf: Im Laufe der Zeit hat sich der ... der Vertrieb ja zu so einem wichtigen, zu einer wichtigen Einnahmequelle auch entwickelt. Das hing ja auch mit dieser erfolgreichen professionellen Arbeit zusammen. [...] Also die Clio, glaube ich, hat nie so viel Geld eingebracht, das hielt sich vielleicht immer die Waage, da die Ausgaben, Einnahmen. Aber die Wechseljahres-Broschüre war ja ein Renner [...] und darüber kam eben auch Geld rein. Das heißt, es musste dann aber **auch** immer ... ja, verschickt werden, diese Broschüren und so weiter, ne, die Rechnungen geschrieben. Also dafür wurden dann auch neue Bereiche einfach angeschafft.« D2 01:04:24-4

Die innere Struktur des FFGZ Berlin wurde hierdurch tangiert, so dass im Zuge der Ausrichtung auf finanzielle Mittel eine Veränderung des Angebots, das sich formell verschob, hinzukam und monetär vermittelt wurde:

»Ne, aber dann auch damit verbunden, dass zum Beispiel also dann auch die Beratungen nur noch gegen **Geld** stattfanden. Ich meine ich weiß jetzt ehrlich gesagt nicht mehr wie's ganz am Anfang war als ich dazukam, ob da auch schon... es kann sein, also ich glaube, es wurde schon immer für Kurse auch irgendwie so'n Entgelt genommen, es war eben dann immer relativ gering.« D2 00:30:37-9

Die Veränderung hin zur standardisierten Berechnung von Angeboten des FFGZ Berlin ging auch eine Verbindung zwischen ›Angebot‹ und ›Nachfrage‹ ein.

»Und mit der Zeit wurde das dann aber immer... also stärker angehoben sozusagen. Bisschen schon auch immer natürlich mit 'ner Sozialkomponente. Aber, schon auch so, dass es gewisse Marktpreise erreichte, also wo ich auch dachte, naja, das ist 'nen ganz schönes Hindernis! Also, Frauen ... soviel Geld zu nehmen, sagen wir mal 30 Euro [D-Mark, S.B.] für 'ne Beratung oder sowas. Ne, wobei, es gab natürlich auch genügend Frauen klar, die das bezahlen konnten, gar keine Frage und wie gesagt, Sozialtarif gabs auch immer... aber ich fand schon, dass es also 'ne relativ stark... also das Kommerzielle ein gewisses **Gewicht** bekam in die Richtung, dass gesagt wurde also wir müssen jetzt gucken, wie kommen wir über die Runde als FFGZ, was brauchen wir dafür und dann auch betriebswirtschaftlich kalkuliert wurde sag ich mal und das war so auch ein Aspekt, ein **wesentlicher** Aspekt der **Veränderung**. Ne, wir haben vorher ja das, also das Ziel eigentlich war: allen Frauen soll es **zugänglich** sein, alle können hier kommen und sich selbst **erfahren** und sich unterstützen, sich Unterstützung holen. [...] war irgendwann klar: ja, wir haben hier ein Angebot, aber das ist nicht umsonst.« D2 00:32:03-3

Anhand der Retrospektive auf Veränderungsprozesse wird verdeutlicht, dass die eigenen Inhalte des FFGZ stärker an eine Angebotsstruktur angepasst wurden, die mit einer Nachfrage-Struktur verknüpft wurden. Gruppensettings wurden weniger und Einzelberatung wurde verstärkt seitens der Aktivistinnen angeboten. Das Angebot, das »nicht umsonst«, sondern mit einem Entgelt verbunden war, bedeutete einerseits die Anpassung der eigenen Handlungsweise an die Bedürfnisse der Existenzsicherung als Gesundheitszentrum und gleichsam die Anpassung an die Erfordernisse, die entsprechend der ansonsten durch das Zentrum scharf kritisierten Marktlogik im Gesundheitsbereich standen. Aus den Aussagen von Aktivistin D2 spricht der als schmerzhaft einzuordnende Kompromiss in dieser Hinsicht heraus. Denn dass die eigenen Angebote eigentlich allen Frauen zugänglich sein sollten, es de facto jedoch nicht als solche sein konnten, bedeutete anzuerkennen, dass die politischen Ideale an die Umsetzbarkeit von Arbeitsprozessen angeglichen wurden.

7.7 Integrität als Auftrag – Professionalität als Effekt

Die Abkehr vom Arbeitsprinzip »Alle machen alles« etablierte sich, wie bereits beschrieben, allmählich durch die themenspezifische Spezialisierung einzelner Mitwirkender in der Gruppendynamik. Das FFGZ bekam in den 1980er Jahren umfangreiche Anfragen, was auch den hohen Vernetzungsgrad des Zentrums jener Zeit widerspiegelt. Es gab vor dem Beantworten der Anfragen seitens des FFGZ Berlin eine Bestandsaufnahme innerhalb der Gruppe bei den wöchentlichen Plena:

»Es fand eine Differenzierung statt in Bezug auf die Themenstellung. Also das war vielleicht auch noch mal wichtig, also da war dann schon die Arbeitsteilung, die griff. Die einen hatten [...] sich dann irgendwelche Themenbereiche auch gesucht und ... und das war dann irgendwie klar, diese Themen waren dann auch zuordenbar. Das waren manchmal auch zwei, die ein Thema bearbeiteten, aber es war klar, die Themen mussten irgendwie besetzt werden und ich weiß gar nicht mehr genau, wie sich das ergeben hat. Das war auch relativ naturwüchsig, dass die irgendwie, irgendjemand hatte Interesse an einem Thema oder auch hat vielleicht mal recherchiert für einen Clio-Artikel und blieb dann als Expertin für dieses Thema auch darauf hängen.« D2 00:43:27-4

Die Ausweitung der Öffentlichkeitsarbeit – beispielsweise durch die Beteiligung an Podien, Gremien und Konferenzen – brachte einen Expertenstatus einzelner Aktivistinnen in der Gruppe mit sich. Dass dies innerhalb des FFGZ-Plenums für Differenzen sorgen konnte, ist naheliegend. Die Aufteilung einzelner Aktivistinnen auf Themenschwerpunkte oder Arbeitsbereiche zeichnet sich in der Retrospektive ab:

»Wir haben immer ganz viele Einladungen bekommen, zu wirklichen Vorträgen, auf ganz vielen unterschiedlichen Kongressen. Und dann haben wir immer untereinander geschaut, wer ist da in den Themen am besten zuhause und geht da hin. Und da ich mich auch so mit Gesundheitssystem auseinandergesetzt hatte, auch damals [D1] sehr stark...« D3 00:15:32-8

So wurde offenbar allmählich, aber stetig, das ›Alle machen alles‹-Prinzip verändert. In der Folge bildeten sich deutlicher als zuvor inhaltliche Nischen heraus, die Einzugs in die Arbeit der Gruppe hielten. Die Übersicht darüber, wer für welche Schwerpunkte zuständig wurde und wie dies durch die Gruppe zu bewerkstelligen sei, wurde trotz der Relevanz für Plena nicht nachhaltig durch Dokumentation der eigenen Aktion für Außenstehende gesichert.

»Wirklich, wir waren auf dermaßen vielen Vorträgen und... irgendwelchen Aktionen... da war die Dokumentation nicht im Blick.« D3 00:40:48-4

Somit ist nicht durch interne Schriftbelege unmittelbar nachvollziehbar, wie sich die thematische Aufteilung der Aktivistinnen in der Gruppe vollzog, wenngleich Recherchen zu jenen Veranstaltungen dies aufarbeiten ließe. Die Teilnahme an Tagungen und Auftritte bei Panels von Konferenzen sowie, allgemeiner, das Halten von öffentlichen Vorträgen, diente auch dem Anliegen der Einflussnahme sowie dem Erreichen von Publikum. Konferenzen und Kongresse waren öffentlicher ›Outreach‹, um auf das FFGZ aufmerksam zu machen und auch willkommene Gelegenheiten, um bestehende Definitionen zu durchkreuzen, Diskussionen zu initiieren und vermeintliche Gewissheiten kritisch infrage zu stellen. Hierbei nahmen die Aktivistinnen direkten und konkret wirksamen Einfluss auf Fachdiskurse, wenn diese auch teils punktuell verblieben. Letztlich war es ein zentrales Anliegen die Einflussnahme auf diskursive Formationen durch Mitgestaltung zentraler Aushandlungsprozesse auszubauen.

»Also wir... haben ja diese Teilnahme an diesen ganzen Veranstaltungen... durchgeführt, weil wir ja auch andere Bilder setzen wollten, andere Konzepte. Ich erinnere mich an einen Kongress, da ging es um Familienplanung. Wo dann [D1] und ich hingegangen sind und haben ... sogar mit Pro Familia! ... Dann aber dann erstmal so im Grundsatz diesen Familienbegriff aufgenommen, weil der stand da überhaupt nicht infrage, in keiner Eröffnung, gar nix also... und ich denke, das sind ja schon immer wichtige Anregungen, Diskussionen, wo es schwer ist zu messen... was... wird es aufgegriffen oder nicht – aber es war auf jeden Fall ein Beitrag, den wir wirklich so ganz notwendig fanden.« D3 00:43:33-3

In den Reihen des FFGZ führte das Ausdifferenzieren von Aufgabenbereichen auch zur Erleichterung für manche Beteiligte. Aus der Erfahrung des ›Alle machen alles‹-Prinzips, das die jeweiligen Fähigkeiten Einzelner zu wenig bedienen konnte, erwuchs mitunter Ermüdung. Aus den Erzählungen wird deutlich, welche Abneigung sich für manche Aktivistinnen der Zeit durch die repetitiven Tätigkeiten einzustellen schien:

»Also irgendwie immer Beratungen zu machen zum Thema Vaginalinfektionen oder so was. Ja, und das Gefühl hatte, das können andere vielleicht besser machen. Oder Telefondienst und so weiter und Frauen irgendwie zu verweisen an andere Beratungsstellen oder so.« D2 01:00:56-8

Der Fokus der alltäglichen Arbeitsweise erschwerte offenbar die thematische und politische Arbeit, die manche Aktivistinnen anvisierten, die im FFGZ die Problemlagen auf

der Ebene der größeren Politik angehen wollten und eine systematische Analyse in Verbindung zu den Ergebnissen der Alltagsebene setzen wollten. Dies konnte dazu führen, dass die repetitive Ebene von Beratungssettings als Einschränkung gedeutet wurde:

»[...] also dann auch eine gewisse Redundanz: Immer wieder Verhütungsberatung zu machen, immer wieder die Frauen ... über die Information mit der Klitoris, ne, ... mit Löffeln das Wissen zu füttern. Wie kommen wir zu strukturellen Veränderungen? Das war eine Frage. ... Die ... da war die [D3] sehr wichtig, ne, als die kam, ... dass die dann sagte, das mit dem **Pap** und wie wir da ... strukturell vorgehen könnten. ...« D1 00:44:18-4

Es gab neben der themenspezifischen Aufteilung auch Arbeits-Tandems im Kleinen als Unterform der Gruppenstruktur innerhalb des FFGZ. Hierbei vernetzten sich vor allem diejenigen Aktivistinnen, die thematisch oder biografisch – beides konnte sich gegenseitig bedingen – nahestanden.

»[...] und wenn wir uns montags trafen, gerade [D1] und ich ... [macht große Augen] ›Weißt Du, was ich mir überlegt hab...‹ [lacht] Es war immer so! So begegneten wir uns immer. Weil, klar, wir ja auch ganz viel aufgenommen hatten und immer auch unsere Arbeit permanent hinterfragt haben ›Machen wir das Richtige? Beziehen wir alles mit ein?‹ Also das war auch 'ne ganz ganz tolle Arbeit.« D3 00:17:54-8

Selbstreflexivität bedeutete auch eine kritische Überprüfung aus dem Inneren des FFGZ heraus zu formulieren hinsichtlich der eigenen Arbeitsweise. Dabei stießen zwar Prozesse der themenspezifisch-aktivistischen Differenzierung und der funktional-stringenteren Ausrichtung von Abläufen auf Skepsis bei Aktivistinnen, wie es bereits in Kapitel 6 aufgezeigt wurde. Zugleich schienen aber genau jene funktionalere Stringenz sowie die aktivistische Themenspezifisierung für andere Mitstreiterinnen mit großen Hoffnungen verknüpft, dass dadurch Wege eröffnet werden könnten, damit das FFGZ als solches stärker über die ›Day-to-day‹-Notwendigkeiten oder Alltäglichkeiten hinausblicken und politisch handlungsfähiger werden würde. Im Nachhinein schätzte D1 beim Bilanzieren auch kritische Ansätze einzelner Aktivistinnen wie beispielsweise D3 als relevant ein, doch diese seien vom FFGZ insgesamt nicht ausreichend aufgegriffen oder als relevant erkannt worden, obgleich sie eigentlich für die jeweilige Zeit wegweisend hätten sein können:

»Ja. Sie hat zum Beispiel ... **damals** gefordert und die [Name] hat das irgendwie zehn Jahre später gemacht, ... wobei ich gar nicht sagen will, dass da eine Verbindung zwischen beiden ist. Das, vieles sind ja auch so Zeitsachen. ... Da kommt es, finde ich, nicht darauf an, wer es zuerst nannte, sondern ich will nur sagen: Die [D3] hat das so früh genannt, ... dass wir als Frauen in die Selbstvertretungsorgane der Krankenkassen hineinmüssten. ... Ne? das hat sie **ganz** früh gesagt. ... das, das sind ja Patientenorganisationen eigentlich. Da gibt es eine Selbstvertretung und eine Wahl, ... diese Sozialwahlen alle sechs Jahre, ... und da sollten wir rein. ...« D1 01:20:34-9

Zum Kontext, weshalb diese Ideen und Formate politischen Agierens nicht seitens der Gruppe selbst aufgegriffen worden sind, erläuterte D1:

»Ja. ... Aber ... auf die Dauer, ne, also als wir [im FFGZ] jung waren, waren wir Revolutionärinnen, aber wir haben uns die Revolution ja wirklich ja sehr viel einfacher vorgestellt, als kleine Veränderungen ... jetzt tatsächlich, wie mühsam die **sind**. Ne. Insofern denke ich, es geht ... in keiner Weise **ohne** ... diese Gremien ... und gleichzeitig ... kann ich Ihnen auch eine **Latte** an Gremien-...-tätigkeiten, die ich über die letzten Jahre gemacht habe, mitteilen und sagen, die waren zu **Null** Effekt. Ja? Über **Hunderte** von Stunden. ... Also das ist jetzt, das ist ja so die **beiden** Seiten, ne: Es geht nicht [lachend] ohne die Gremien ... und gleichzeitig können die Gremien einen ausbrennen zu einem Ausmaß, dass man kaum noch ›Pap‹ sagen kann, gell.« D1 01:21:42-4

In den späten 1980er Jahren und bis in die 1990er Jahre hinein finden sich pointierte Gegenwartsanalysen zu Gesundheitspolitik, die aus dem FFGZ heraus entwickelt wurden und Machtfragen stellten. Die Publikationen, die aus der Gruppe heraus entstanden sind und auch außerhalb der gruppeneigenen Zeitschrift ›*Clio*‹ erschienen, wirken im Verhältnis zu den ansonsten umfänglichen Themenfeldern des FFGZ tendenziell randständig, auch in der eigenen Zeitschrift.

Dies zeigt sich am Beispiel der Kritik gegenüber Konzepten der Gesundheitsförderung. Nachdem die WHO in Ottawa im November 1986 die Charta zur Stärkung von Gesundheitsförderung verabschiedet hatte, wurde dies seitens gesundheitsbewegter sozialer Bewegungen als positives Signal und Erfolg der eigenen Mühen gedeutet. Aus dem FFGZ heraus wurden die damit verbundenen Chancen für die Ziele sozialer Bewegungen ebenfalls positiv eingeschätzt, aber hinsichtlich der Art und Weise, wie seitens Pharmazie, Medizin und Gesundheitsverwaltung, also den Organen Krankenkassen, Rentenkasse und dergleichen, Gesundheitsförderung aufgegriffen würde, kritisiert. Die Auslegung von Gesundheitsförderung wurde durchaus als zweischneidiges Schwert charakterisiert.

Denn das Ziel einer fundierten und systematischen Kritik von Gesundheitskonzepten bedeutete auch, gemeinsam Zusammenhänge zwischen Akteur:innen auf dem Terrain zu erschließen. Hieraus sollten die eigenen Schritte als FFGZ reflektiert werden, auch hinsichtlich der Wege, die lieber nicht betreten werden sollten. Beispielfhaft fasste D3 dazu zusammen:

»Man muss ja auch ganz ehrlich sagen, das Gesundheitsförderungskonzept der WHO und die Grundlagen, die sie bewegt haben, die gehen in Richtung Demokratisierung, in Richtung Teilhabe und Selbstbestimmung. Aber, das wird es halt immer nur tun, wenn der Rest des Umfeldes genau diesen Weg beschreiten **möchte**. Und wenn sich da aber andere Gruppen – Industrie, Medizinbetrieb... – da anhängen, dann ist einfach dann ein anderer Weg beschritten.« D3 00:20:23-3

Der Blick, den die Aktivistin hier verdeutlicht, fokussiert auf die Machtverhältnisse zwischen beteiligten Akteur:innen hinsichtlich der Ausgestaltung von Gesundheitsförderung im Sinne von Mitsprache der Individuen. Statt Gesundheitsförderung als per se emanzipatorisch zu deuten und asymmetrische Machtverhältnisse auszublenden, ging

die Aktivistin genauer darauf ein, dass die Ansätze der WHO-Charta sowohl für Selbstbestimmung als auch für die Konsolidierung von Fremdbestimmung eingesetzt werden können. Dabei offenbarte sich eine präzise Gegenwartsanalyse mit integrierter Machtfrage der im ›Außen‹ stattfindenden Prozesse, die sich bereits in Publikationen des FFGZ der 1980er Jahre zeigte.¹⁸ Aus dem FFGZ heraus finden sich wiederholt Ansätze zu vehementer Kritik gegenüber der sich abzeichnenden Adaption von ›Gesundheitsförderung‹ im Sinne von Fremdbestimmung. Denn nicht überall, wo ›Selbstbestimmung‹ gesagt werde, sei auch Selbstbestimmung im Sinne von Mitsprache, Teilhabe oder Bestärkung von Autonomie enthalten. Im Gegenteil, könnten ›Gesundheitsförderung‹, ›Mitbestimmung und besonders ›Selbstbestimmung‹ als Schlagworte dazu dienen, um Interessen von Institutionen gegenüber Individuen durchzusetzen. Zugleich konnten Individuen hierfür aktiviert werden. Rekrutierung von Selbstsorge-Arbeit der Individuen kann hier ganz im Sinne der von Foucault beschriebenen Selbsttechnologien gefasst werden mit denen Individuen für sich selbst Sorge tragen ohne zu erkennen, wem dies darüber hinaus dienlich und nützlich sei:

»Also da, wo Krankenkassen oder Krankenversicherungen ›Selbstbestimmung‹ nach vorne tragen, da ... ist es immer ein Feld, wo es ihr eigenes Handeln nicht betrifft. Es ist ärztliches Handeln... Da unterstützen die [Krankenkassen] ohne Ende. Aber was das eigene Handeln und was die eigenen ... auch Leistungen betreffen, da ist dann Selbstbestimmung, die Tür noch nicht mal 'nen Spalt offen. Da ist sie ... das ist nicht das Interessensgebiet. Da ist eigentlich so dieser Weg. Je nachdem in welchem Umfeld – egal welcher Inhalt, welche Forderung, aufgenommen wird – kann daraus etwas ganz anderes werden. Aber es hört sich natürlich klasse an! Jetzt ist die Krankenkasse **für meine Selbstbestimmung** da [lacht] – also **der** kann ich ja mal vertrauen! ... Es wäre ganz schön, wenn die ihre originären Aufgaben erfüllen würden [lacht].« D3 00:23:21-9

Derlei Analysen finden sich auch in mahnenden Worten im Jahr 1989, als Aktivistinnen des FFGZ über die Adaption von Gesundheitsförderung publizierten. Hierbei wurde darauf verwiesen, dass bei der allgemeinen Diskussion zu Gesundheitsförderung zu stark auf die von der WHO angedachten *Möglichkeiten*, die Gesundheitsförderung bieten sollte, fokussiert würde und zu wenig die konkrete Umsetzung mit ihren Fallstricken, die emanzipativen Gehalten entgegenstünden.

Doch scheint es innerhalb der Gruppenstruktur Uneinigkeit gegeben zu haben über die Bedeutungen jener Analysen und die Formate, in denen jene in eine gemeinsame Kritik eingebracht werden konnte. Die Plattform auf die sich die Aktivistinnen des Zentrums im Zweifelsfall zurückzogen, blieb die hauseigene Zeitschrift ›Clio‹, die über Abonnement-Vertrieb an die interessierte Leser:innenschaft kam und stetig professionellere Züge annahm – sowohl im Inhalt als auch im Layout und dennoch ein Sammelbecken diverser möglicher Kritiken war.

18 Hierauf wird in Kapitel 9 noch genauer eingegangen, in dem auch die WHO-Charta von 1986 zur Gesundheitsförderung abermals zitiert und erläutert wird, sowie Publikationen des FFGZ auszugswise diskutiert werden.

»Genau. [...] ich denke, das ist das auch ein Teil des Erfolges von Berlin, ... dass man ... diese Zeitschrift hatte, für die man ja recherchieren musste. ... Und ... das, denke ich, hat ... dazu beigetragen, dass wir immer auf einem bestimmten ... Niveau gearbeitet haben. ... Also ... das, was ... **viel** später kam, evidenzbasierte Medizin, ... ne, das wurde ja da vorweggenommen. Wir haben ja immer gesagt: »Was sind denn die Fakten davon? Das **stimmt** ja gar nicht. Das ist ja anders.« Ja? Also dieser Widerspruch zwischen der Selbsterfahrung und den Büchern ... und dann aber auch zu merken, in den **Büchern** oder **in** den Artikeln sind ja Widersprüche. Das, da gibt es ja eine andere Untersuchung, die sagt ja ganz was anderes. Also die, die Literatur praktisch gegen den Strich zu bürsten und ... da ... nach anderen ... **Fakten** zu suchen, das war die Vorgehensweise, um die *Clio* zu schreiben. Und ... ich weiß noch, wie erleichtert ich war, als dann Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre die evidenzbasierte Medizin kam, ne. Ich dachte: »**Gott** sei Dank **macht** das jetzt jemand ... und müssen **wir** das nicht mehr machen.« ... Ne, weil, das war ja überfordernd, das konnten man ja für verschiedene ... Abweichungen und Erkrankungen und auch ... gar nicht **tun**, ... wenn man so praktisch arbeitet.«
D1 00:32:58

Aktivistin D1 zeigt an dieser Stelle auf, dass die Selbsthilfe-Ebene dazu dienen konnte, Erfahrungswerte zu generieren, die wiederum zu kritischer Haltung verhelfen konnten. Ein Abgleich von Studien mit eigenen Daten konnte in diesem Sinne auch Kritik führen, die entsprechend fundiert werden musste. Gleichsam wird hier eine Überforderungssituation für die Gruppe angesprochen, da ein eigenes Forschungsnetzwerk oder eigene Forschungseinrichtung anders hätten strukturiert werden müssen, um auf Dauer angelegt zu sein.

Doch die bunte »Multitude« der Zeitschrift, die beschrieben wurde, in der die einzelnen Beiträge nicht mehr übergreifend zur politischen Analyse zusammengefügt wurden, sondern als bloße Beiträge einer Themenauswahl nebeneinander stehen blieben, erschwerte das Greifen eines zentralen Politikums. Im Gesamtbild der Zeitschrift war die Palette an diskutierten Themen stets breit gefächert. Beispielhaft lässt sich dies etwa an einem Jubiläumsband der *Clio* 1994, zur 20-jährigen Gründung des FFGZ Berlin, erkennen, in dem neben einem historisierenden Beitrag zu den Anfängen und der Entwicklung der Frauengesundheitsbewegung in der Bundesrepublik auch vielfältige weitere Beiträge zu finden sind wie unter anderem, eher randständig und neben vielfältigen Themen kaum auszumachen, eine pointierte Kritik zu Schattenseiten von Gesundheitsförderung (vgl. *Clio* 39/1994).

Auch hierfür sind Prozesse von gruppendynamischer Konstellation als Ansatzpunkt für Erklärungen relevant. Denn Mitte der 1990er Jahre schien es auch hier einen Punkt gegeben zu haben, der entscheidend für eine tendenzielle Unstrukturiertheit der präzise tätigen analytisch-politischen Kräfte gewesen sein könnte. Dies wird mitunter auch als »Überforderung« beschrieben. Möglich ist, dass der Blick auf die gezielte politische Einflussnahme durch alltägliche Abläufe und Notwendigkeiten in Tätigkeitsfeldern des Beratungsangebots getrübt gewesen sein könnte, obgleich es Möglichkeiten zu geben schien, sie einzubringen – etwa bei den Vorläufern der »evidenzbasierten Medizin« und der Arbeit mit kritischer Forschung.

»Also ich meine [...] ich habe in den ersten sieben Jahren ganz viel gelernt, erst mal überhaupt zu dieser ganzen Thematik. Und in den zweiten sieben Jahren oder acht Jahren habe ich dann noch mal ... ja, viel an Erfahrung gesammelt, Leitungserfahrung. Wir hatten ja dann das Leitungsteam. Ne, ab Mitte der 90er glaube ich, war das, und ... und das waren ja dann auch andere Strukturen, die sich da entwickelten. Und andere Aufgabenteilungen dann tatsächlich. Also ich war dann zum Beispiel zuständig für Öffentlichkeitsarbeit. Ich hatte damals noch eine Zusatzausbildung als PR-Referentin gemacht und ... ja, und habe dann also auch viel so Vorträge und so was gemacht. Ne, also das waren dann schon Schwerpunktsetzungen und **weniger** für die Clio.« Dz 01:02:35-4

Die Prozesse wurden im Nachhinein durch Dz eigenständig als »Professionalisierung« beschrieben und reflektiert. Inhaltlich ist diese Perspektive auf Veränderung aufschlussreich, denn spätestens in den 1990er Jahren griffen offenbar genau jene Prozesse ineinander, die zuvor an unterschiedlichen Punkten begonnen worden waren. Seit Beginn der 1990er Jahre kam es scheinbar als Ergebnis dieser Anstöße zu einer Neustrukturierung des gesamten FFGZ hinsichtlich der Gruppenstruktur und internen Entscheidungsprozesse.

»Ja, also, ... verändert, ja, aber also es gab 'ne **Professionalisierung**. Ganz eindeutig, die aber sich über 'nen längeren Zeitraum sich erstreckte. Das fing schon damit an... also als ich anfang, klar, ich denk mal so in den ein, zwei Jahren danach fing es dann an. Es ging dann um **Finanzen**. Wo sich dann eben auch herauskristallisierte, Arbeitsteilung: also eine Frau, die eben sich speziell für Finanzen **zuständig** sah und da auch gut war und die dann immer berechnete. Und es fing dann auch an, dass wir Stellen hatten. Also ich glaube, als ich reinkam gab's noch keine, aber es gab dann eine ABM-Stelle. Ne, die musste ja auch verwaltet werden und damit fing dann auch die Arbeitsteilung und damit die Professionalisierung an. Eine Frau hatte diese ABM-Stelle inne. Also das war schonmal 'ne Veränderung.« Dz 00:24:01-0

So hatten sich bereits ab den 1980er Jahren Themenspezifika gebildet und waren als Binnenhierarchie wirksam, wenngleich es ein Tabu gegeben zu haben scheint hinsichtlich der Ansprache spezifischer Aufgabenbereiche oder Entscheidungsbefugnisse:

»[...] also obwohl sich mal **Schwerpunkte** herausbildeten, wie gesagt, Finanzen war ein Schwerpunkt, ein anderer, sagen wir mal: **Außendarstellung**, nach außen gehen... das waren auch so Bestimmte, die sich dazu mehr berufen fühlten aber auch sowas wie **Geschäftsführung** insgesamt. **Den Laden zusammenhalten**, also da gabs eben auch so unterschiedliche... Qualifikationen und Kompetenzen im Team, und dass die einen sich da mehr drum kümmerten. Das war aber **nie ausgesprochen**! Das muss man dazu sagen! Um Gottes Willen! [...] Das wär **nie möglich** gewesen zu dem Zeitpunkt zu sagen »wir haben jetzt 'ne Geschäftsführung« – auf keinen Fall! Das ging gar nicht!« Dz 00:25:13-4

Hinsichtlich des Umgangs der Gruppe mit der Tabuisierung jener Differenzierungsprozesse wurde auf die Ebene der alltäglichen Arbeitspraktiken des Zentrums verwiesen, in der auch ohne offenes Thematisieren neue Felder durch die Aktivistinnen etabliert wur-

den. Hieraus habe sich aus den punktuell verändernden Anstößen Veränderung konkretisiert, die neue Bahnen des Arbeitens legten:

»[...] das war etwas was sich dann in der Praxis herausbildete, eben dadurch, dass eine eben immer stärker darauf achtete immer, dass möglichst die Struktur halbwegs stimmte, dass also die Plena nicht überhand nahmen, die dann zur Ordnung rief und versuchte das Ganze eben zusammen zu kriegen und eben so 'ne vorausschauende Planung irgendwie zu machen. Und das war schon mit bestimmten Personen verbunden, die das besser konnten als andere... und dann gabs auch so Schwerpunktsetzung, die sich in Richtung... sagen wir mal, konzeptionelles Arbeiten bewegten, also neue Ideen einbringen, also ›Wir müssen hier das und das...‹ und ›**Trend der Zeit... das und das ist wichtig**‹ Und das hatte auch viel damit zu tun, mit so'nem Verständnis ›Wir leisten hier gute Arbeit!‹ also das war etwas, was wir uns dann gegenseitig bestätigt haben, das ist etwas was wichtig ist für Frauen, die Arbeit die wir leisten, die Angebote, die Beratung... einfach diese **Alternative zur Schulmedizin**. Nicht die Behandlungsalternative, weil die hatten wir ja nicht, aber Alternative einfach, ein Gegengewicht, eine Gegenposition zur Position der Schulmedizin. Und das war eben, wurde als gesellschaftlich wichtig gesehen, dass es das gab und aus diesem Bewusstsein heraus haben wir dann begonnen, Stellen zu beantragen.« D2 00:26:02

Da es im Rahmen der Zusammenarbeit mit dem Senat durch den ›Fink-Topf‹ für Selbsthilfeprojekte zu regelmäßigen finanziellen Planungen kam und die Mitarbeit im FFGZ entlohnt werden konnte, bekamen auch die Arbeitsabläufe und deren Planungen die Tendenz von Stetigkeit. Die Verstetigung wurde gleichsam als Veränderung wahrgenommen, da der Blick hierdurch auf einer anderen Begründung des Agierens lag.

»Aber also sozusagen so 'ne gewisse **Verstetigung** der Arbeit durch 'ne feste Finanzierung und das ist eben dem FFGZ Berlin über die Zeit wirklich **gut** gelungen! Also diese Stellen auch zu verteidigen und zu behalten und wenn nicht vielleicht aufzustocken, aber doch zu behalten. [...] Und das war natürlich 'ne Veränderung, die auch neue Schwerpunktsetzung brachte, weil das nämlich bedeutete, ich sag mal: etwas **marktförmiger** zu werden. Also zu gucken: was wollen die Frauen, was brauchen die Frauen? Und ich meine das ist 'ne Entwicklung, die sich wirklich über bestimmt 10 Jahre hinzog, das kam nicht so von heute auf morgen.« D2 00:28:20-4

Die Veränderungen, die allmählich damit verknüpft waren, wurden zunächst anhand von administrativen und organisatorischen Anliegen sichtbar. Hier erfolgt in den Erzählungen auch der Verweis auf eine Buchhaltung, die Spezialisierung bedeutet habe. Demgegenüber wurden aber zugleich Arbeitsbereiche vorgesehen, in denen auch in den 1990er Jahren das ›Alle machen alles‹-Prinzip gelten sollte.

»Und ja, und diese Herausforderung an die Professionalisierung, die natürlich auch bedeutete: Buchhaltung. **Auch** eine gewisse, also diese Arbeitsteilung, die sich dann so langsam entwickelte, die aber eben auch nur **teilweise** dann um sich griff. Also es war immer klar: Bestimmte Sachen wie Kurse, Beratungen und auch diese thematischen Schwerpunktsetzungen, das war etwas, was alle machen.« D2 00:42:50

Ein Gesundheitszentrum, das finanzielle Mittel aus öffentlicher Hand bewilligt bekam, war in entsprechendem Rahmen rechenschaftspflichtig und musste verantwortungsvollen Umgang mit den Geldern bezeugen können. Dazu wurde eine Umgangs- und Arbeitsweise erforderlich, die entgegen der vermeintlichen ›Struktur der Strukturlosigkeit‹ lief und auch radikalkollektive Selbstorganisation veränderte. Hierdurch konnte eine Situation entstehen, die einzelnen Aktivistinnen einen festen Platz in der Gruppe zuwies, der vor allem an spezialisierte Aufgabenbereiche geknüpft war.¹⁹ Doch Aktivistin D2 benannte weitere Effekte, die sich hieraus ergaben. Denn eine professioneller wirkende Arbeitsstruktur des FFGZ brachte noch keine Etablierung mit sich, wenngleich jene nun deutlicher angestrebt wurde:

»Und natürlich: Also diese beiden Herausforderungen, also dieser Bewusstseinsprozess und Arbeitsplätze zu schaffen, **bezahlte** Arbeitsplätze für alle, sage ich mal. So ganz ist es ja dann nie gelungen für alle, aber ... doch, also so eine arbeitsfähige Grundlage erhielten wir dann schon über die Stellen, die, die dann gebilligt wurden.« D2
00:42:05

Hier zeigt sich eine veränderte Interessenlage im FFGZ selbst, die sich darin ausdrückte, dass die Mitarbeit in Arbeitsplätze umgewidmet werden konnte, wenngleich der Stand bezahlter Arbeitsplätze als nicht ausreichend angesehen wurde. Die veränderte Haltung von etablierten Institutionen gegenüber den Anliegen und Akteurinnen des FFGZ Berlin verankerte D2 im Interview neben der Bewilligung von Geldern auch in den Nachwirkungen von Kooperationen mit Ansätzen der Alternativmedizin und innerhalb von Selbsthilfeszirkeln, die ab den 1980er Jahren stetig populärer wurden. D2 sprach hier beispielsweise von den Berliner Gesundheitstagen, zu denen das FFGZ ebenfalls aktiv beigetragen hatte. Hierbei war bereits ein Maß an professionalisiertem Auftreten nötig gewesen und dies brachte im Effekt teilweise Anerkennung sowie weitere Möglichkeiten zur Kooperation.

»Also diese Gesundheitstage, die haben ja auch im Gesundheitswesen viel aufgebrochen. Ich glaube, das **hat sich** schon niedergeschlagen. Es war aber, und auch so ... ich meine, es war so eine, so eine Phase, die sehr stark so Richtung Toleranz ging, sage ich mal. Ne: Offenheit, ... es gab nicht mehr diese Anfeindungen, wie es noch gegeben hatte dann in den, also so Anfang der 80er Jahre vielleicht. Also Anfeindungen gab es natürlich schon aus dem medizinischen Establishment, ne. Also das heißt so Ärzte, konnte man sagen, also die, die wie, das **Gros** der Ärzte also war schon dem FFGZ sehr kritisch bis feindselig gegenüber eingestellt. Also da ... gar keine Frage. Also ich erinnere mich da einfach an, an endlose Diskussionen irgendwo mal auf Podien und so weiter.

19 Eine Arbeitsteilung bei der einzelne Mitarbeiterinnen als unverzichtbar galten, wurde im Zuge der Beantragung öffentlicher Gelder etabliert. Dies unterlief seit den 1980er Jahren die einstige Kollektivstruktur zum Teil. Anhand der Finanzbuchhaltung scheint sich dies besonders deutlich zu machen, wenngleich davon ausgegangen werden muss, dass dies auch andere Aufgabenbereiche umfasste: »Und dann war ja die Frage, wie krieg ich da 'nen Fuß rein? Und das war genau jene Buchführung, weil ihr [zu C2] weggegangen seid! Da war ja die Buchführungsarbeit vakant. [...] Und mir war es nicht fern. Ich hab ja nicht nur Buchführung gemacht, aber auch. Und Buchführung war ja ungeliebt. Ja?« (C3(g) 00:37:13-9).

Also wo immer also **sehr massiv** gegen das FFGZ gewettet wurde und uns unterstellt wurde, ja, also dass wir ... wir irgendwie keine Ahnung hätten und ... also Frauen da irgendwelche gefährlichen Sachen beibringen und sie dann davon abhalten, zu Ärzten zu gehen und dadurch werden dann vielleicht Krankheiten verschleppt, weil, weil die Frauen dann Selbstuntersuchungen machen. Was natürlich Humbug war. Aber natürlich **vor allem dann**, wenn wir was kritisiert haben, ne. [...] Und ... also das war, das war **vehement**.« D2 01:06:34-3

In der Beschreibung von D2 ist die Ambivalenz zu erkennen, die das FFGZ seitens der medizinisch Professionellen wahrnahm. Die vehemente Ablehnung des FFGZ durch Ärzteschaften schwächte sich tendenziell ab in einer Phase relativer Offenheit der 1980er Jahre in West-Berlin. Um dies nachzuvollziehen, muss genauer betrachtet werden inwieweit sich innerhalb der Ärzteschaften Veränderungen hin zur Öffnung gegenüber Selbsthilfekonzepten insgesamt ergeben haben. Von den FFGZ-Erzählungen ausgehend, sei das ›Gros der Ärzte‹ noch immer skeptisch bis feindselig gegenüber dem FFGZ Berlin gewesen. Im Ausschnitt der Erzählung zeigt sich auch der Verweis darauf, dass es einen Zusammenhang gegeben haben mag zwischen Offensivität der FFGZ-Aktivitäten und der Vehemenz der Ablehnung durch medizinisch Professionelle. Ablehnung durch Professionelle sei jeweils dann gesteigert zu verzeichnen gewesen, wenn die Aktivistinnen sich kritisch in den medizinischen Fachdiskurs eingemischt hatten. Die Betonung von einer ›vehementen‹ Ablehnung oder gar Diffamierung, wie sie hier beschrieben wird, verweist auf heftige Reaktionen derjenigen Institutionen, die durch Kritik herausgefordert worden waren. Dass sie an Kritiken durch die Frauengesundheitsbewegung Anstoß nahmen, ist zugleich markant.

»Also weil da, da waren ja ganz viele finanzielle Interessen im Spiel bei den Ärzten und die haben sie wirklich, also auch mit Zähnen und Klauen, verteidigt. Und haben uns wirklich versucht, also als blöd hinzustellen. Obwohl, so im Nachhinein kann man sagen: Also wir waren ja, hatten ja Recht mit unserer Kritik an den Hormonbehandlungen, ne, also wie sich dann nach WHI-Studie ja herausstellte. Aber uns wurde dann unterstellt, wir hätten ja keine Ahnung. Und dann wurden irgendwelche Studien genannt, die, wenn man dann genauer hinguckte, irgendwie überhaupt nichts wert waren. Aber natürlich dadurch, ja, dass sie aus berufenem Munde von irgendeinem Professor geäußert wurden ... angeführt wurden, dann natürlich als, ja, als Goldsteine halt galten. Ja? Auch wenn in der, die Studie irgendwie der letzte Scheiß war, der keinerlei **Evidenz** hatte, ja, keiner Evidenz-Überprüfung standgehalten hätte. Dagegen unsere Kritik, ja, also wo wir uns auch auf Metastudien und so weiter berufen haben, ja, also die zählte dann einfach nicht, weil wir nicht den Doktor- oder Professorentitel hatten. [...] Also die Medizin in den, so Ende der 80er noch und dann auch in den 90ern, die hatte einfach ein wahnsinniges Übergewicht, aber **dann in anderer Hinsicht**.« D2 01:08:12-6

Aktivistin D2 konkretisiert hier einen Punkt, der für das Verständnis von Professionalitätsanliegen im FFGZ Berlin ebenso zentral ist wie für die Frauengesundheitsbewegung im Allgemeinen. In diesem Ausschnitt zeigt sich eine Dynamik zwischen Aktivistinnen und ›Medizinern‹, also zwischen Laiinnen und Professionellen. Die Laiinnen haben

eine besondere Ausgangsposition dadurch, dass sie Erfahrungswerte und Recherchen kombiniert einbrachten aus denen heraus sie Kritik artikulierten und wissenschaftlich-sachliche Begründungen des Fachdiskurses selbst dazu vorbrachten. Diese Kritik ist inhaltlich fundiert aufbereitet und gleichsam eine Kritik am Zustand des Regiertwerdens, durch Aktivistinnen, im Sinne von Foucaults Aussage, Kritik agiere darin »Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse« (Foucault 2010: 242). Aktivistin D2 verwies darauf, dass die Recherchen für die inhaltliche Fundierung der eigenen Position dienten, die dann entsprechend fachlich kompetent vorgebracht werden musste, um gehört zu werden. Der Ausschlussmechanismus, den die Aktivistin gleichsam benennt, lag jedoch nicht in der Hand der Aktivistinnen, sondern auf derjenigen Seite, die Entscheidungsmacht darüber trug, wer als »zulässig« galt im Diskurs und wer nicht zugelassen wurde. Fragen nach Hegemonie und Marginalität lassen sich anhand der Formalhierarchie entlang des Grades von zertifizierter Profession des medizinischen Diskurses in diesem Sinne konkret ausmachen. Aktivistin D2 benennt als Ausschlusskriterium vom Diskurs den formalisierten Professionsgrad, der die Schranken zwischen »zulässiger« und »ausgeschlossener« Position rahmte. In diesem Sinne ist es ein Setting in dem die fachlich begründete Kritik eine Position im Diskurs einzunehmen suchte und an die Grenze der Autorisierung durch nachgewiesene Professionszertifikate stieß. Foucaults Verweis darauf, Kritik von aktivistischer, also herausfordernder, Seite sei »Kunst der reflektierten Unfügsamkeit«, kann hier erhellen, inwiefern sich Aktivistinnen angesichts dessen – im Effekt, der durch den eigenen Anspruch eintrat – professionalisierten, indem Begründungen umso wissenschaftlicher fundiert erarbeitet wurden, um im medizinisch-pharmazeutischen Diskurs Gehör zu finden. Innerhalb der Erzählungen findet sich in den Darlegungen der Aktivistinnen die Ambition von Unfügsamkeit, die gleichsam eingebettet wurde in eine retrospektive Analyse der Verteilung von Macht. Unfügsamkeit durch den Einsatz von medizinisch-professionalisierter Kritik bedeutete hohe Disziplinierung der eigenen Vorgehensweise bei gleichzeitigem Aufrechterhalten der herausfordernden Anliegen. Aktivistin D1 schilderte diese Prozesse anhand einer Arbeitsgruppe an der neben zertifizierten Professionsvertreter:innen der Medizin auch professionalisierte Aktivistinnen des FFGZ als Stimmen der Frauengesundheitsbewegung teilnehmen konnten. An dieses Mitwirken knüpfte sich Hoffnung auf Einflussnahme. Die Enttäuschung über die Ergebnisse allerdings tritt in der Retrospektive sehr deutlich zutage:

»[...] Arbeitsgruppe Reproduktionsmedizin von der Ärztekammer, in der ich war [1986 bis 1992] ... die **ein**zige, wo wir **im** System versuchten, die Ideen reinzubekommen. Und damals war das praktisch ein Propädeutikum für die Professoren dort. ... Der [Name eines bekannten Arztes] saß da drin. Was **der** von uns gelernt hat, das kann ich Ihnen gar nicht sagen! [...] Und, und dann aber unheimlich abgewertet, ja, so was **wir** gemacht hätten. [...] Wir haben ... **Stunden**, Tage, Wochen dafür gearbeitet, auf diese Sitzungen uns vorbereitet, ... um das zu widerlegen, was sie sagen, oder um Aspekte reinzubringen. Ich würde im Nachhinein sagen, es war einhundert Prozent nutzlos. ... **Was** wir gemacht haben, war ein Propädeutikum für die Gynäkologen. Die haben von uns gelernt wie **nichts**. Weil wenn ich hinterher die [Name des bekannten Arztes] -Artikel lese, denke ich doch: »Den Gedanken kennst du ja schon irgendwoher.« Ja.« D1 01:09:36-1

In der Retrospektive sah die Aktivistin D1 eine Diskrepanz zwischen dem Aufwand, den die Aktivistin innerhalb einer Arbeitsgruppe der Ärztekammer betrieb und dem ausgebliebenen Ergebnis der erzielten Einflussnahme und Intervention in eine Institution und einen professionellen Zweig des medizinischen Diskurses. Die Vorbereitungen schätzte die Aktivistin als erheblich ein, wobei sie im ›Wir‹ sprach und darauf rekurrierte, dass die anderen Aktivistinnen des FFGZ Berlin an der Erarbeitung der Position beteiligt waren, die D1 in der professionalisierten Arbeitsgruppe vertreten habe. Sie sprach zugleich von einem hierarchischen Gefälle, bei dem die Zertifikats-Professionellen inhaltlich von der Expertise der Laiinnen profitieren konnten, während die aktivistische Einflussnahme auf die Gesamtposition der beteiligten ›Gynäkologen‹ als sehr gering eingestuft wird. Letztlich ging die Aktivistin gar zu einer Steigerung über und stellte eine Einflussnahme im Sinne der Frauengesundheitsbewegung beim Mitwirken in der Arbeitsgruppe schlechthin infrage.

»Also, aber **wir** konnten dort **nichts** erreichen. Die, durch die **Macht** hatten, waren die uns weit überlegen, ja. ... Aber damals waren wir doch noch sehr außerhalb ... des Systems, ne. Und [in österreichische Stadt] bin ich **mehr** reingegangen, aber doch noch von, aus einem ambulanten Setting heraus[...] ... Ja. ... Also das ... ist, es hat Chancen und Risiken, ... ne, mit ... wie eng man mit den ... den anderen arbeitet.« D1 01:10:11-7

An dieser Stelle werden Professionalitätsgrenzen retrospektiv reflektiert, die von der Aktivistin mit der Frage nach einer Machtverteilung bei Entscheidungsprozessen verbunden wurden. Innerhalb der Arbeitsgruppe habe es, so die Einschätzung hier, verdeckte Hierarchien gegeben, die sich erst dann deutlich zeigten, als Ergebnisse erarbeitet wurden und die Annahme von Kritik zu einer Veränderung der Gesamtposition der beteiligten zertifiziert ›Professionellen‹ hätte führen können. Die Aktivistinnen D2 und D1 benannten hierzu Frustrationen und Enttäuschungen darüber, dass bei einer inhaltlichen Kritik eine Abwehrreaktion eingesetzt habe, bei der die Position der Laiinnen herabgesetzt worden sei. Dazu, so die Schilderung der Aktivistinnen, seien Professionalitätsgrenzen und Professionalitätsschranken eingesetzt worden; hingegen seien Ansätze der Frauengesundheitsaktivistinnen aufgegriffen und integriert worden, sofern sie einen Nutzen für die an den Gremien beteiligten Zertifikats-Professionellen darstellten. Allerdings seien dabei nicht die Leistungen der Frauengesundheitsbewegung benannt, sondern okkupiert und kooptiert worden. Professionalitätsgrenzen werden demnach hier skizziert als Schranke, die aufrecht erhalten worden sei durch diejenigen, deren Positionen in die Kritik geraten waren und sich als Vertretende der hegemonialen Institution im medizinischen Diskurs herausgefordert sahen. Das Moment des aufrechterhalten *Könnens* der Schranken und Professionalitätslinien spricht dabei Bände über die Hegemonieposition, die offenbar beansprucht werden konnte. In der Schilderung der Aktivistinnen wird ebenfalls indirekt ein Umfeld skizziert, das jener Hegemonie den Raum gab und damit den Aussagen der Professionellen des medizinischen Betriebes die Autorität qua Ausbildungszertifikat oder Titel zuwies. Derlei Prozessen wollte die Traditionslinie der *Self-Helpers* und der *Feminist Women's Health Centers* der USA seit 1971 durch Entthronung der Zertifizierungsdynamik im medizinischen Feld entgegenwirken. Anhand der skizzierten Situation von Anerkennungs- und Aberkennungspraktiken zwischen Fach-

wissen und ›Expertise‹ innerhalb von konfrontativen Situationen kann gezeigt werden, dass genau jenes Anliegen der Enthierarchisierung von medizinischen Bereichen bis dahin nicht gelungen war. Die Aktivistinnen beschrieben hieran anknüpfend das Anliegen des FFGZ die Dynamik des medizinischen Diskurses und der Profession der Medizin kritisch zu begleiten:

»[...] in den Anfängen des FFGZ, da ging es ja noch ganz viel so um die Frauenfeindlichkeit der Medizin. Also ich meine ging es dann in den ... 80er, 90ern auch wieder, aber dann anders definiert. Also am Anfang war es ja so, dass also ... Frauen, der Status von Frauen als Patientinnen, dass sie sozusagen völlig entmündigt waren, ne. Und auch selber ja nicht dieses, diese Informationen oder das Selbstbewusstsein hatten. Und dann später änderte sich das. Dann wurden Frauen eben Kundinnen. Ne, und zwar Kundinnen dann der Medizin, die nämlich Hormone einnahmen und deswegen interessant für die Medizin waren, während wir dann natürlich wieder aus einem anderen ... von einem anderen Standpunkt her das Ganze kritisiert haben. Und gesagt haben, das ist eben, sind Massenversuche, die hier an Frauen stattfinden, das ist nicht evidenzbasiert und so weiter und so fort.« D2 01:08:59-7

Dass die Gruppe des FFGZ selbst sich jedoch verändert habe und nicht mehr die Anliegen und Dynamiken der Zeit 1987 bis 1994 aufwies, sah D3 retrospektiv als besonders bedauerlich an, angesichts dieser Voraussetzungen, die sie ebenfalls kritisierte. D3 benannte hierzu die Situation von einerseits geöffneten Türen innerhalb der medizinischen Disziplin, die sich selbst habe erneuern müssen, um Hegemonie zu beanspruchen. So sei die Integration von Konzepten und Fragestellungen der Frauengesundheitsbewegung als Türöffnung zu sehen, die anhalte und auch genutzt werden könne – doch weniger zur Veränderung der Inhalte, als vielmehr, um eine Qualitätskontrolle zu etablieren, die auch und vielleicht gerade aus der marginalisierten Position heraus, möglich sei:

»Ich glaube, weil der Bezug die ... nicht so stark diese Institutionen sind, sondern Abgrenzung zur Institution. Von daher war das nicht das Feld, wo wir reingehen und **leuchten**. Ne. Und in die Öffentlichkeit bringen. Das ist ja auch wo ich sage, ich könnte mir das aber auch durchaus gut vorstellen, dass die [im FFGZ] sowas übernehmen könnten. Wirklich so eine Funktion haben Einfluss auf das Gesundheitssystem zu nehmen. Und könnten sich ja auch tatsächlich selbsternannt die Kontrolleure des Gesundheitswesens, also in Ansätzen, also nicht ganz, ... aber Frauen auch Maßstäbe an die Hand zu geben und darüber Aktion. Aber darüber, dass diese Institution... sie haben ja auch eine Datei, wo Frauen Erfahrungen mit Ärzten wiedergeben können. Und ich glaube, das ist der Punkt zu sagen hier findet Austausch statt, Erfahrungsaustausch auch über diese Grenzen. Aber nicht ›Wir fangen jetzt an da reinzuwirken‹ Ja. Oder, wenn, dann nur vermittelt über die Themen die dann mit den Frauen bearbeitet werden.« D3 01:16:26-6

Doch dies schließt nicht die Paradoxie aus, dass das FFGZ Berlin sich stets als ›in die Institutionen wirken wollend‹ begriff, die Rückwirkung seitens der etablierten Institutionen jedoch verhindern wollte, indem eine eigene autonome Position erhalten werden sollte. Eine Tendenz zur Individualisierung von Politiken sah Aktivistin D3 dabei kritisch:

»... wenn sich eine Bewegung gar nicht so versteht, sondern eher den Bezugspunkt nimmt zu den Einzelnen, zu den Individuen, da Stärkung zu erreichen... und es ist ja gleichwohl... [...] es gäb ja so viele Felder, wenn man dann in den Bereich schaut mit alten Menschen, da könnte man endlos viel... da gibt's noch einiges zu tun. Es war ja auch ganz lange Zeit so, das zeigt auch nochmal die Distanz zum System... dass keine Ärztin mitarbeiten sollte. Das... [lacht]. [...] Das sollte nicht sein, weil es sollte Selbsthilfe sein, da sollte jetzt nicht das professionelle System reinsickern. Das war wirklich auch der Ansatz.« D3 01:18:29-8

Doch ein Selbsthilfezentrum sei das FFGZ Berlin ebenfalls nicht geworden, wie Aktivistin D2 unterstreicht. Jene zeichnete vielmehr ein Bild, das die größten Erfolge der Selbsthilfeansätze qua Organisierung der Betroffenen verortet. Ein Positivbeispiel sah sie im Zusammenschluss von Krebspatientinnen, die mit ihrer Netzwerkarbeit Ziele erreicht hätten, die das FFGZ oder die Frauengesundheitsbewegung im deutschsprachigen Raum insgesamt bislang nicht erreicht hätten:

»[...] diese Brustkrebspatientinnen, diese, oder diese Frauen mit Brustkrebs, die **hatten** also wirklich eine/also mit **sehr viel** Durchsetzungsvermögen haben die da ... ganz viel erreicht. Zum Beispiel in der, die Veränderung der Brustkrebsbewegung äh der Brustkrebsbehandlung, also Brustkrebszentren und Pipapo. Das ist dem... den FFGZs **nicht** so gelungen, ne. Das muss man ... muss man sagen, also da **sieht** man auch, ... ja, dass so ein anderer ... eine andere Energie, die dahintersteckte, ne. Und ... ja, das, was ich schade finde und bedauere, weil zum Beispiel, nur noch als eine [lacht] Nachwort, ich es sehr bedauerlich finde, dass die ... Arbeit und die Erfahrung der Frauengesundheitszentren zum Beispiel **nicht** wirklich eingegangen **ist** in die heutige Arbeit dieses unabhängigen Patientenverbandes, ne. Was ich eigentlich einen ... Skandal finde, ja. Also da ... da gibt es also eine Arbeit, die also **genau das** macht, was der ... dieser UV-Dingsda auch machen soll, UV- ... PVD. Und ... ja, und das wurde nicht wahrgenommen, ja? Es wurde **nicht** ... irgendwie einbezogen und ... und das finde ich ein Ding und das liegt an beiden, ne, also sowohl denjenigen, die das organisiert haben da von dem Patientenverband her als auch am FF/an den Frauengesundheitszentren, die nicht stark genug auch sich da ... **eingebracht** haben. ... Ne, das ist bedauerlich, finde ich. ... Ein Manko und ein Defizit, das man hätte ... ja, das hätte anders laufen können.« D2 01:51:50-4

Zusammenschluss und Verbandsarbeit von Betroffenen fand außerhalb des FFGZ durch die jeweiligen Kreise selbst statt und in diesen verortete D2 eine größere Einflussnahme als durch die Arbeit des FFGZ selbst – zumindest was das Beispiel Brustkrebs als zentrales Thema von Frauengesundheit betrifft. Hierdurch, so die Schilderung der Aktivistin, sei die Chance auf eine zentrale Position in der Einflussnahme durch Lobbypolitik des »Patientenverbandes« oder vielmehr »Patientinnenverbandes« vertan worden.

Das FFGZ Berlin ist insgesamt als Einrichtung zu verstehen, die durch die inneren Prozesse von Aushandlung und Gruppendynamiken um eine einheitliche Position Diskussionen führte und die es zuließ, dass Prozesse der Gruppenzusammensetzung je Einfluss auf die Politik des Zentrums nahmen. Für die Zeit der 1980er und 1990er Jahre ergab sich die besondere Spezifik, die sich in personalisierten Konstellationen und der Überschneidung von Themenschwerpunkten einzelner Aktivistinnen festmachten. Aktivistin

D1 beschrieb dies als Zeit, in der Kollektivität im Kleinen umgesetzt wurde, die immer auch den Charakter von Selbstüberprüfung gehabt habe.

»Denn du musst das ja auch sehen so als, als Anregung, als ... als Korrektiv ... und auch immer als Multiperspektivität. Ja? Ich sehe das also sehr vielfältig an so Bedeutung, wenn man zu zweit arbeitet.« D1 00:28:07-7

Die Ansprüche, die an die Mitwirkenden im Zentrum durch die Aktivistinnen gegenseitig herangetragen wurden, waren hoch, denn Zusammenhalt und Bindung waren ebenso erforderlich wie das, was hier als ›Korrektiv‹ bezeichnet wird. Denn das gegenseitige Korrektiv bedeutete in den bisherigen Ausführungen stets eine gegenseitige Herausforderung, die fundamentale Infragestellung der eigenen Arbeitsweise umfassen konnte. Aktivistin D1 sprach hierzu die Ebene zwischen Aktivistinnen an, dass eben jenes ›Korrektiv‹ den Aktivistinnen innerhalb der gemeinsamen Arbeit Sicherheit im eigenen Handeln geben konnte, indem mehr als eine Perspektive die Expertise bildete. Die gegenseitige Herausforderung bei gleichzeitiger gemeinsamer Arbeit für dieselbe Sache konnte neben dieser Sicherheit aber auch zum Spannungspol werden.

In der Umbruchsphase der Bundesrepublik mit der Neuausrichtung der Integration der Neuen Bundesländer zwischen 1989 und 1991 beschrieb D1 beispielhaft als Zeit in der sich Intergritätsansprüche innerhalb der Gruppe messen ließen. Dies habe wobei offenbar in einer insgesamt unruhigen Zeit eine Gruppenstruktur ans Tageslicht befördert, die intensivierte Konflikte markieren konnte. Die Aktivistin benannte das FFGZ als Einrichtung einer Stadt, die durch die Etablierung von neuen Gesundheitszentren auch die ›Konkurrenz‹ im gesamten Berlin verstärkt habe.²⁰ Zugleich verwies die Aktivistin auf eine Zerfaserung der politisch aktiven Szene in Diskussionen um die Ausdifferenzierung ›linker Politik‹ sowie auf interne Auseinandersetzungen um Haltungsfragen zu linkspolitischem Aktivismus insgesamt. Intern scheint es in den frühen 1990er Jahren unter FFGZ-Aktivistinnen eine Phase gegeben zu haben, in der die politische Frage ›quo vadis?‹ verstärkt im Raum stand. Dies scheint auch heftiges Konfliktpotenzial bedingt zu haben, obgleich die Gruppenmitglieder aufeinander angewiesen blieben in der Zusammenarbeit. Aktivistin D1 schilderte beispielhaft eine Kontroverse jener Zeit, die sie als Faszinosum der gemeinsamen Arbeit skizzierte:

»Ja. Sie, also sie, es ist schon sehr, sehr lange **her**. Ich denke, ... zum **Teil**/also zum Teil auch ... hochproblematisch. Ich habe mit ... [Name von anderer FFGZ-Aktivistin] ... **zwei** Jahre gearbeitet und kein Wort **geredet**. ... Sie hatte im Zuge der... 1989 gab es ja ... viele ... Lebensversicherungen auch, die den DDR-...-Frauen angedreht wurden. Und die Hamburg ... Münchener Versicherung hatte ein ... Konzept wie Tupperware, ... dass man im Bekanntenkreis Lebensversicherungen drückt. ... Und da hatte sie ... Frauen, die im Frauengesundheitszentrum Beratungen oder Veranstaltungen wahrnahmen, angesprochen ... für solche Lebensversicherungen. Ja? Und das war für mich also ... wie soll/wie sa-/wie sagt man das? ... Also ein ... eine **Unmöglichkeit**. [...] **Verrat**. ... Ja, Verrat eigentlich. Ja? ... Und ... es war aber doch, wenn man sich das überlegt, ich habe mit zwei

20 Die Aktivistin benannte dazu vor allem eine verstärkte Konkurrenzsituation auch durch Angebote seitens Pro Familia (vgl. D1 00:41:59-1).

Jahre, mit der ge-/sagen wir mal auch vielleicht nur **ein** Jahr, ich kann es nicht ... ne, sie, in der Erinnerung erscheint das bestimmt noch länger, als es war [...] **faktisch** ... zusammengearbeitet, **ohne** mit ihr zu sprechen. Die anderen haben das akzeptiert, ... weil sie ... sie waren teilweise mehr auf meiner Seite, teils mehr auf [ihrer] Seite. [Sie] war eine sehr wichtige ... Mitarbeiterin. Die hatte viele Fähigkeiten, die für, wichtig waren. Die hatte eine Lehre gemacht, die hatte, konnte ... [lachend] Briefe schreiben, die ich zum Beispiel nicht konnte, als ich da anfang. ... Und dann ... aufgrund der, der **Verbundenheit** mit der Sache, ... ne, haben wir beide weitergearbeitet, bis sich für [Name anderer Aktivistin aus dem FFGZ] was Neues fand, wo sie dann ... wegging. ... Ja? Also allein **das**, wenn ich mir das heute vorstelle, ja, dass man ... zusammenarbeitet und, und eigentlich sich völlig ablehnt. ... Ne. ... Aber das war so ein, das war wirklich so eine **ganz**, ganz schlimme Sache. Also da bin ich ... **sehr**, sehr radikal, was so, was ich so als ... **Verrat** identifiziere, ne. Und das ist, finde ich, ... also auch unverzeihlich, ne. Ich habe **nie** wieder Kontakt mit ihr gehabt.« D1 00:47:57-1

In der heftigen Auseinandersetzung innerhalb der FFGZ-Gruppe, wie sie hier geschildert wird, zeigt sich die Relevanz, die Fragen nach politischer Integrität in der dortigen Arbeit bekamen und inwieweit trotz der Reibungspunkte ein Alltag des Zentrums aufrechterhalten wurde. Fragen nach professionellem Auftreten und professionalisierten Inhalten wurden bereits in den 1980er Jahren deutlicher. Der hier von D1 beschriebene empfundene ›Verrat‹ bedeutete auch einen Bruch in der gemeinsamen Haltung gegenüber Basisdemokratie, Transparenz und Kapitalismuskritik für die Aktivistin. Doch ebenso wird deutlich, inwieweit es Kleingruppenbildung innerhalb des Zentrums gab, die mitunter eine sehr enge Zusammenarbeit von Wenigen bedeuteten konnte. Gleichzeitig differenzierten sich die einzelnen Aufgabenbereiche aus. So konnte spezialisiert gearbeitet werden, was beispielsweise eine professionalisierte inhaltliche Vorbereitung für die medizinisch-institutionell geprägte Arbeitsgruppe zur Reproduktionsmedizin der Ärztekammer ermöglichte, von der die Aktivistinnen retrospektiv sprachen. Die Schranken seitens der ›Professionellen‹ im medizinischen Diskurs wurden in dieser Arbeitsgruppe erreicht. Die Schilderungen zeigen aber gleichsam, dass die ›gläsernen Schranken‹ nicht überwunden wurden, da es den Aktivistinnen nicht zugestanden worden sei, Definitionen oder Themenschwerpunkte zu setzen. Zu den Fragen nach Integrität und Professionalität zeichnete sich für das FFGZ in diesem Zeitraum eine Teilung innerhalb der Gruppe ab, bei der Pragmatismus neu verhandelt wurde.

7.8 Ebenen von Theorie und Praxis

Die drei Akteurinnen der für den Zeitraum zwischen 1985 und 1995 zentral gestellten Interviews zogen sich alle im Laufe der 1990er Jahre aus dem FFGZ zurück. Dafür werden in den Schilderungen jeweils individuell unterschiedliche Gründe benannt, doch immer drehen sich die Ausführungen um das Verhältnis zwischen fundierter Reflexion und praktischem Handeln. Fragen nach der Wirksamkeit des eigenen Handelns und der Möglichkeit, die eigenen Vorstellungen umzusetzen, sind Parallelen der drei Erzählungen. Die 1990er Jahre sind auf der Ebene von Geschlechterforschung und Geschlechtertheorie eine Phase, die durch gravierende inhaltliche Brüche gekennzeichnet ist, beson-

ders innerhalb feministischer Theoriebildung. Zu Beginn der 1990er Jahre fanden sich verstärkt Abgrenzungsbewegungen gegenüber als selbstverständlich erachteten Paradigmen feministischer Theorie. Donna Haraway grenzte beispielsweise in den 1980er Jahren die Auseinandersetzung mit Technikforschung gegenüber vermeintlich überholten Aussagekomplexen der Frauengesundheitsbewegung ab, wobei sich Referenzen in ihrem zentralen Text des Cyborg Manifesto finden. In den frühen 1990er Jahren stellte Theoretikerin Judith Butler das feministische ›Wir‹ zur Disposition. Dies hatten in den 1970er und 1980er Jahren bereits akademische Schwarze Feministinnen getan und dabei insbesondere das ›Wir‹ der Neuen Frauenbewegung auf Einschluss- und Ausschlusskriterien hin kritisch befragt. Feminismen neu zu diskutieren fand als Diskussionsstrang aus dem internationalen akademischen Setting der Frauen- und Geschlechterforschung auch Eingang in die Projekte-Ebene. Bei gemeinsamen Kongressen zwischen feministischer Forschung und Perspektive von ›Praktikerinnen‹ der Frauenbewegung bekamen die Diskussionen eigene Relevanz zwischen Theorie und Praxis und zogen sich von dort aus in die Reflexion feministisch angelegter Projekte hinein. Dies wird auch in den Erzählungen von FFGZ-Aktivistinnen deutlich:

»... und ein anderer Kongress, der hatte jetzt noch mal eine ganz andere Bedeutung, das war, ich nehme an so '93 oder '94, habe ich jetzt im Moment noch nicht gefunden, ein Kongress in Graz. Da ging es um Feminist Theory, so ungefähr. Also ... also das war so ein feministischer Kongress. [...] Und, und **der** war für mich total auch eine **Wende im Denken**, glaube ich, ne. Also weil ... wir ha-/also einfach zu, also unsere ... Annahmen, theoretischen Annahmen, die wir immer über die Zeit hatten, ich sage mal ganz platt: ›Frauen als Opfer der Medizin‹, ne, also die, die wurden da noch mal ganz **stark** auch infrage gestellt. Und, und wo ich dann also eigentlich, ich glaube, das habe ich dann auch teilweise mit verarbeitet in diesem Artikel da in, in ... feministische Beiträge, ... obwohl, ja, ich weiß jetzt gar nicht mehr. Oder war das vorher? Also jedenfalls, wo **ich** dann noch mal ... so **kritische** ... also einen kritischeren Blick darauf gekriegt habe, ne, also Frauen auch als, nicht nur als Opfer zu sehen, sondern auch als Akteurinnen.« D2 01:41:01

Aktivistin D2 berichtete über eine Auseinandersetzung durch Konfrontation mit gegenwartsbezogener feministischer Theorie der 1990er Jahre. Dies habe auch dazu führen können, die eigene Haltung zu feministischer Argumentation zu überdenken, wenngleich dies nicht in allen Frauenprojekten unmittelbar auf Gegenliebe stieß:

»Und ... also das waren diese ganzen, auch diese ... dieser Post-Feminismus um Judith Butler und was weiß ich. Also die neuen Blicke auf die Körper, Donna Haraway, ... ja, ›lieber Cyborg als Göttin sein‹ ... zum Beispiel, ne. Also das war ja ein unmittelbarer Angriff auf, auf Frauengesundheitsbewegungen, wie sie so von ihren Wurzeln her, ne, mit den Hexen und so weiter und weisen Frauen. Und die sagte dann: ›Nein, ja, diese Zeit ist vorbei. Wir müssen nach vorne gucken und ...‹ ich glaube, Donna Haraway hätte das so ausgedrückt: ›Ich möchte lieber Cyborg als Göttin sein.‹ Und ... und **das** ... **fand** ich dann wirklich noch mal sehr beflügelnd auch, also hat ... für mich noch mal so **neue Positionen** auch ergeben, die ich teilweise so einbringen konnte, aber teilweise hatte

ich auch so das Gefühl, naja so ... klappte nicht so ganz. Ne, also so diese ... Öffnung im Denken oder so.« D2 01:42:58

Die Aktivistin berichtet an dieser Stelle von einer individuellen Beflügelung für die eigene Reflexionsebene und die Beziehung zwischen Theorie und politischer Argumentation. Für die notwendige Ausführlichkeit jener Auseinandersetzung boten, so berichtete sie weiter, jedoch weder die alltäglichen Anforderungen von Frauenprojekten noch die divergierenden Hintergründe der Aktivistinnen ausreichenden Raum zur Konstruktivität. Die Kluft zwischen Soziologin, die in akademischer Theoretisierung geschult war und der alltäglichen Arbeit im Zentrum, das auf Pragmatismus in der Aktivität fokussiert war, trat offenbar zutage, was sich in der retrospektiv betonten Enttäuschung gegenüber dem Umfeld des FFGZ niederschlägt.

»Also die auch dieses Thereti-/Theoretisieren war nicht so sehr beliebt. Also Feminismus war irgendwie so eine Grundkonstante, die sozusagen da war, und da wurde aber nicht wirklich diskutiert. ... Ne, und das ... fand ich auch nicht so befriedigend, muss ich sagen. ... Ne, also so die, man konnte eigentlich mehr alltagspraktisch die diskutieren, aber nicht so sehr auch mal grundsätzlich. ... Und auch nicht, auch nicht auf den Treffen, den ... Selbsthilfetreffen oder Dachverbandstreffen. Also das **war** nicht so das ... das Ding, ne. Die Frauengesundheits**zentren** waren immer mehr praktisch orientiert, muss man sagen. Also vielleicht in den Anfängen anders, aber später dann doch sehr **praktisch** und pragmatisch, und ... ja, und da **fehlte** mir immer auch so eine gewisse Dimension.« D2 01:43:36-4

Inmitten des Wandels der frühen 1990er Jahre kam auch das Konfliktpotenzial zwischen kleineren Gruppierungen innerhalb der Gruppe zum Vorschein. Abgrenzungslinien, die retrospektiv beschrieben wurden, können als nachträgliche Zusammenfassungen angesehen werden, die jene Zeit auch als eine Phase der Grenzziehungen der Gruppe an sich markieren. Hier werden im Rückblick Prägungen benannt, die eine Differenz markiert hätten zwischen theoretisch-analytischer Sichtweise und politischem Handeln. Konzepte des praktischen Handelns seien im FFGZ divergierend ausdefiniert worden. Eine Seite habe sich dabei als die ›Politischen‹ begriffen und sich von der anderen Seite abgegrenzt, die sie als die ›Pädagogischen‹ betitelte.

»Eher so sozialarbeiterisch. Also jetzt bei dem Gros, ne, das hing natürlich auch von den beruflichen oder ... akademischen Hintergrund der Frauen ab, ob man eher pädagogisch-...sozialarbeiterisch ... an die Frauen heranging oder eher soziologisch-politisch. ... Und so waren die Ausbildungen auch von den Frauen, ne. Das, würde ich sagen, war so einer der Gegensätze. ... Oder ... aus den Kompetenzen heraus halt ... so unterschiedliche Schwerpunkte zu setzen. Und da waren die [D3], die [D2], ich, wir waren eher so die ... Politischen.« D1 00:45:41-8

Es kam bis 1995 zum Weggang von D1 und D3 aus dem FFGZ. Die Umgangsweise der im Zentrum Verbleibenden wird diesbezüglich als mitunter wenig zimperlich beschrieben:

»Ja. ... Naja, ich habe es doch sehr ... jetzt, wenn es mir einfällt, doch sehr ... sehr konfliktuell in Erinnerung. Wir haben ... vor ... wir, als wir neu waren, haben wir die Alten **nicht** gut behandelt. ... Wir fanden, die waren noch sehr eingreifend und übergreifend und wollten immer noch mitmischen und das fanden wir schlecht. ... Und ... während meiner Zeit haben wir die, die weggegangen sind, **nicht** genügend wertgeschätzt. ... Ja? Also eine ... große Abwertung auch. Also die ... da Trennungen eigentlich über ... Abwertungen ... ermöglicht wurden ... und bewältigt. ... [...] Auch in diesen Rückblicken, ne, war das ... ich erinnere mich an das, glaube ich, was war das, vielleicht 20-Jahr-Feier 77, 87, 97. Ja. Muss die 20-Jahr-Feier gewesen sein. Da haben sie solche ... **Meilensteine** ... geschrieben, ne, wann **was** als **Thema** kam. ... Und da habe ich durchgezählt, da waren von zehn Themen **neun** Themen ... da waren sieben von mir. ... Die war, ich war kein einmal erwähnt in dieser 20-Jahr-Feier, ne. Also ... **ich** habe die anderen schlecht behandelt, ... so wie die anderen auch, ... ne, also **mit** den anderen habe ich die anderen schlecht behandelt. [...] In Berlin hatte ich sehr gute zwölf Jahre, ... ja, und insofern ... konnte ich die als Stärke nehmen und ... das, was mir widerfuhr, sehe ich eher ... organisationssoziologisch. Ja. ... Also nicht, nicht jetzt, die Kränkung steht für mich nicht so im Vordergrund. ... Aber ich habe halt doch nur einen Kontakt behalten mit der [D2], ne, ... und nicht mit den anderen.« D1 00:51:25-9

Für die im Zentrum verbliebenen Aktivistinnen wird an dieser Stelle abermals die Etikettierung »pädagogisch« als markant für die Zielsetzung der praktischen Arbeitsweisen im Zentrum ab 1995 gesetzt:

»Ja. ... Aber ich fand, sie waren, also ... ich fand, sie sind **viel** weniger [schmunzelnd] politisch gewesen, als wir waren, als wir da waren. Ne, also da auch eine gewisse Enttäuschung drüber, aber durchaus auch so ein Verständnis im Sinne von: ... »Ich kann von außen nicht beurteilen, ob es nicht anders möglich war.« Aber **nicht** zuletzt sieht, die es jetzt weitergemacht haben, nachdem [D3], nachdem [D2] und ich gingen, ... die waren auch [schmunzelnd] Pädagoginnen. Ne. Das waren auch nicht die Politischen. ... Die Politischen **sind** gegangen [...] wir haben, wir haben uns sehr als ... als politisch definiert und mir **schien** es ... weniger. Aber wenn ich dann manchmal wieder die Artikel in der Clio las ... aus der Entfernung, dachte ich: Ach, das ist ja doch ... in dem gleichen Sinne dann doch wieder, gell« D1 00:54:19-0

Die Distanzierung zur Gegenwartsbeschreibung wird hier aufrechterhalten und deutet auf eine gravierende Abgrenzung hin, die aus den 1990er Jahren verblieben sei. Es finden sich bei D1 Kritik und Würdigung sowie zugleich relativierend der Verweis auf die räumliche Distanz, die für eine verzerrende Perspektive haben sorgen können. Der Blick auf den Prozess des Rückzugs von D1, D2 und D3 aus dem FFGZ Berlin ist insgesamt aufschlussreich, zeigt sich hier doch inwieweit in der Retrospektive Kritik und Würdigung der eigenen Arbeit benannt wurden, aber auch das Resümee der weiteren Arbeit des Zentrums. Von den drei Akteurinnen der zentral gestellten Interviews blieb D3 mit sieben Jahren Engagement die »kürzeste« Zeit im FFGZ Berlin. Sie ging Mitte der 1990er Jahre ins Ausland, um sich beim Aufbau eines feministischen Frauengesundheitszentrums einzubringen:

»[...] ein Frauengesundheitszentrum wurde aufgebaut und die hatten dann gefragt ob ich die unterstützen könnte beim Aufbau [...] und da ich Spanisch sprach, haben sie gefragt ob ich das tun könnte und es war natürlich eine tolle Aufgabe und dann bin ich da hingegangen.« D3 00:32:27-0

Bei der Erzählung wird betont, dass dies bis dahin keinen Bruch zum FFGZ Berlin dargestellt habe und eine spätere Rückkehr ins Zentrum von der Aktivistin intendiert worden war, die jedoch nicht glückte.

»Das war 'ne ganz... wirklich berufliche Frage, und zwar ich war zwischendurch weggegangen nach [Stadt im Ausland] und als ich zurückkam – und FFGZ war immer davon bedroht, von Kürzung deren Mitteln und Stellenabbau... und dann bin ich zurückgekommen aus [Name der Stadt] und es war gerade keine Stelle frei! So dass ich überlegt habe, wo würde ich jetzt so ein berufliches Feld nochmal suchen und wo hab ich 'ne Chance als Quereinsteigerin überhaupt wirken zu können. Und das war damals der Grund [vom FFGZ wegzugehen]. Sonst wär ich da auch gern wieder hingegangen.« D3 00:31:41-1

Mitte der 1990er Jahre hatten Argumentationen um die Ausstattung mit Finanzen und die Verteilung von ›Posten‹ und ›Stellen‹ offenbar Einzug in die internen Strukturen und Diskussionen der Gruppe gehalten. D3 widmete sich einem neuen Arbeitsumfeld, das sie als fern der Arbeit des FFGZ beschrieb, wobei gleichsam Themen der Qualitätssicherung in Versorgungsbereichen und Kritik an Versorgungshierarchien des Wohlfahrtsstaates dort relevant waren und die Aktivistin dadurch doch nahe an eigenen Schwerpunkten bleiben konnte.

Hiernach verließ Aktivistin D1 ebenfalls Mitte der 1990er Jahre das FFGZ Berlin und ging ins Ausland, wo sie in ein Frauengesundheitszentrum maßgeblich mitprägte und eine Leitungsfunktion übernahm. Die späte Phase ihres Engagements im FFGZ beschrieb sie als unruhige Zeit:

»Mhm. ... [holt hörbar Luft] Also es wurde, zum **Ende** meiner Zeit dann war ja die Wiedervereinigung. ... Das war schon eine sehr, sehr **unruhige** Zeit in Berlin. Da zu wissen, **wie** positionieren wir uns im Vergleich zu anderen Anbieterinnen. ... Da kam *Balance* [e.V.] auf, also so die Konkurrenz auch unter den Frauenprojekten. ... Und die Konkurrenz dann, als es dann Staatsknete gab, die Konkurrenz um Fördermittel. ... Das, denke ich, war eine große ... große Frage. Dann so den **richtigen** Weg, ... ne, ... also ... im System oder außerhalb des Systems...« D1 00:41:17-8

Der Unterschied an gegensätzlichen Gründungsprinzipien von Frauengesundheitszentren wird in der Forschungsliteratur nur wenig beleuchtet bisher, doch wurde exemplarisch für die Bundesrepublik als ›bottom-up‹ und Österreich als ›top-down‹ organisiert beschrieben (vgl. Stolzenberg/Steingruber 2012: 236–245). Österreichische Frauengesundheitszentren seien im ›top-down‹-Prinzip entstanden, indem zunächst auf der politischen Ebene der Bedarf erkannt worden sei, was in der Gründung von Zentren durch öffentliche Gelder mündete. Die bundesrepublikanischen (F)FGZ hingegen verstanden sich als Ausläuferprojekte der Neuen Frauenbewegung und wurden somit im ›bottom-up‹-Pro-

zess aus den Projektinitiativen der Aktivistinnen aus dem Selbsthilfegedanken heraus gegründet, wie es sich am Beispiel des FFGZ Berlin klar zeigt. Als Aktivistin D1 ins Ausland gibt, stellten sich Fragen der Binnenhierarchie, Gruppendynamik und Stellenvergabe nicht wie zuvor im FFGZ Berlin. Der Kontakt zum FFGZ Berlin blieb für D1 bestehen, wurde jedoch formeller.

Von den drei zentral gestellten Aktivistinnen blieb D2 die längste Zeit im FFGZ Berlin aktiv, beschrieb dazu jedoch auch die größte Prozesshaftigkeit des Engagements – vom zurückhaltenden Lernen über Publikationstätigkeiten und Beratung hin zu konzeptioneller Arbeit und Leitungsfunktionen. Sie näherte sich in der späteren Phase wieder der Soziologie an und wirkte an der Erstellung der Studie zu Frauengesundheitszentren im Bundesgebiet mit, die von Dagmar Schultz und Simone Langenheder in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend verfasst wurde (vgl. Schultz/Langenheder 1997). Letztlich zog sich D2 aus der Arbeit im FFGZ Berlin zurück und verfasste seither Aufsätze und eigene Studien zu Frauengesundheit und der Frauengesundheitsbewegung:

»Das hing damit zusammen, dass ich das Gefühl hatte, ich würde gerne einfach mal was Neues machen und hatte, also ... also, wenn man jetzt von Arbeitsteilung sprechen kann: Also ich habe zusammen mit ein oder zwei anderen Kolleginnen immer schon sehr stark wissenschaftlich, also gerne wissenschaftlich gearbeitet. Das heißt, sie haben zum Beispiel sehr viel gemacht, um Studien, die es gab zum Thema Hormonbehandlung zum Beispiel, ne, zu besorgen, zu lesen, zu interpretieren, zu übersetzen, zu ... veröffentlichen. [...] Und, also so diese Art von wissenschaftlicher Arbeit, das fand ich schon immer spannend. [...] Und ich meine, das ... korrespondiert auch mit den Anfängen, ja, dass ich ja ursprünglich über das, über die Uni eigentlich an die Frauengesundheitsbewegung gekommen bin. Und irgendwann hat das dann wieder Überhand gewonnen und ich fand dann irgendwann auch, dass es mich nicht mehr befriedigte. Also irgendwie immer Beratungen zu machen zum Thema Vaginalinfektionen oder so was. Ja, und das Gefühl hatte, das können andere vielleicht besser machen.« D2 01:00:56

In der Erzählung von D2 kommt besonders deutlich auch Abgrenzung zu alltäglichen Notwendigkeitsabläufen des FFGZ als Beratungszentrum zum Tragen. Gerade gegenüber repetitiven Aufgaben wie Beratung zu gynäkologischen Fragen grenzte sich die Aktivistin ab und hob hervor, dass sie über andere Themen und Anliegen zur Frauengesundheitsbewegung gekommen sei. Die Seite des Einstiegs über die Medizinsoziologie habe sie später wieder aufgegriffen und in eigener Forschungstätigkeit umgesetzt:

»Und deswegen bin ich dann umgestiegen auf ... ja, in die Forschung gegangen einfach, ne. Habe dann ein Drittmittelprojekt beantragt. ... Und das war jetzt so der ... der Grund. Also ich meine, ich fand die, ich hatte so das Gefühl, ich habe in den ersten sieben Jahren ganz viel gelernt, erst mal überhaupt zu dieser ganzen Thematik. Und in den zweiten sieben Jahren oder acht Jahren habe ich dann noch mal ... ja, viel an Erfahrung gesammelt, Leitungserfahrung. Wir hatten ja dann das Leitungsteam. Ne, ab Mitte der 90er, glaube ich, war das, und ... und das waren ja dann auch andere Strukturen, die sich da entwickelten. Und andere Aufgabenteilungen dann tatsächlich. Also ich war dann zum Beispiel zuständig für Öffentlichkeitsarbeit. Ich hatte damals noch

eine Zusatzausbildung als PR-Referentin gemacht und ... ja, und habe dann also auch viel so Vorträge und so was gemacht. Ne, also das waren dann schon Schwerpunktsetzungen und **weniger** für die Clio.« D2 01:02:35-4

In allen drei Erzählungen zeigt sich inwieweit die Aktivistinnen nach dem Rückzug aus der Arbeit im FFGZ Berlin ihre einstigen Studien- oder Arbeitsschwerpunkte in den danach folgenden Arbeitsbereichen weiter ausgeführt und professionalisiert haben. In den Jahren 1991 bis 1994 vollzog das Zentrum jedoch noch mehrere entscheidende Schritte des Wandels, allem voran hierbei die Verabschiedung vom ›Alle machen alles‹-Prinzip, die Vorbereitung der Anpassung zentrumseigener Angebote und die Regulierung der gesamten Arbeitsabläufe. Ein Plenum umfasste dann nicht mehr fünf Stunden, sondern wurde strukturiert und zeitlich begrenzt. Thematisch wurden Plena eher den Formaten von Teamtreffen angeglichen, was sich auch in der Sprachwahl von D2 und D1 zeigte, die beide Verweise auf ›Teamtreffen‹ hatten in ihren Erzählungen. Mitarbeiterin E3 ist in jener Phase für kurze Zeit Teil des Zentrums gewesen, wenn auch zuweilen das ›Zwischen den Stühlen Sitzen‹ inmitten der Gruppendynamik und der von A1 angeregten Diskussion und Aushandlung der transnationalen Perspektive innerhalb der Arbeit des FFGZ darin zum Konfliktpunkt wurde (vgl. B2(g) 00:25:48-0).

Wenngleich differenziert werden muss zwischen der Diversitätspolitik innerhalb der Mitarbeiterinnengruppe des Zentrums und der Perspektive des ›Outreach‹ sowie der diversitätsfokussierten Analyse von Gesundheitspolitik, so muss festgehalten werden, dass angesichts der vergleichsweise wenig diversen Binnenstruktur des Zentrums das Anliegen ›alle Frauen‹ erreichen zu wollen, zumindest ab den späten 1980er und frühen 1990er Jahren stärkere Früchte zu tragen schien. Das Anliegen selbst ist bis in die jüngere Zeit verblieben und zumindest nicht durch Druck zur Marktförmigkeit der eigenen Angebote abgelegt worden. Hierbei muss dennoch kritisch hinterfragt werden, inwieweit es Teil des Rennens um finanzielle Mittel geworden sein könnte, eben jenes Anliegen vordergründig hochzuhalten. Gleichsam ist die Zeit zwischen 1991 und 1994 die Phase eines weiteren Wandels, da die letzten maßgeblichen Aktivistinnen der 1970er Jahre sich aus dem aktiven Engagement im Zentrum zurückzogen. Eine Neustrukturierung von Entscheidungsprozessen wurde in jener Zeit im Zuge einer Neukonzeption zur weiteren Einwerbung von finanziellen Mitteln aus öffentlicher Hand ausgearbeitet und gleichsam wurde mit der antizipierten größeren Handlungsfähigkeit des FFGZ eine fundamentale Veränderung der Binnenstruktur und Binnenhierarchie legitimiert und etabliert, die eine erkennbare Abkehr von einstigen Konzepten der Mitsprache und Basisdemokratie bedeuteten. Ausgestiegene Aktivistinnen kritisieren die seither etablierten vereinfachten doch hierarchischen Entscheidungsprozesse innerhalb des FFGZ Berlin als tendenzielle Separierung zwischen ›leitenden‹ und ›ausführenden‹ Mitarbeiterinnen – auch analog zum Vergleich von ›Gehirn und Gliedmaßen‹ (vgl. C3(g) 02:40:14-7).

In der Rückschau gingen viele Aktivistinnen kritisch mit dem eigenen Engagement, aber auch miteinander ins Gericht. Dieselbe Kritikfreude traf auch jene Generationen von Aktivistinnen, die ihnen nachfolgten und das Projekt ›Frauengesundheitsbewegung‹ oder, ganz konkret, das FFGZ Berlin weitertrugen. Dabei wurde einerseits positiv betont, welche Aspekte spätere Aktivistinnen vertieft und umgesetzt haben, aber auch die

Elemente vehement kritisiert, die für die Perspektive der (inzwischen) Außenstehenden negativ ins Auge fielen.

7.9 Erträge und Nachträge

Die Aktivistinnen D1, D2 und D3 entfalteten in den Einzelinterviews Perspektiven auf die Frauengesundheitsbewegung und das FFGZ Berlin bei denen sie als Aktivistinnen einer Phase der Umstrukturierung des Zentrums mitwirkten. Durch die Retrospektivsituation der Interviews beinhaltete dies auch Einschätzungen aus der Entfernung, da keine von ihnen zum Zeitpunkt der Interviews mehr als nur ideell in Verbindung zum FFGZ Berlin stand. Es fanden sich Verweise darauf, inwiefern die Rahmenbedingungen der Arbeit des Zentrums sowie die Arbeitsweise selbst wiederkehrend kritisch beleuchtet wurden, auch schon während der Zeit des eigenen Engagements. Fragen nach Wandel und Fortbestand von »guten Konzepten« wurden thematisiert durch die drei Aktivistinnen, aber auch Fragen nach dem »Gegenüber«, das durch das FFGZ adressiert wurde im Sinne von Verbündeten und Gegnerschaft. Die einstigen »Freund-oder-Feind«-Bilder des FFGZ Berlins zu beleuchten und auf ihren Wandel hin zu befragen, ergab sich aus den Erzählungen, die zahlreiche reflexive Elemente aufwiesen. So wurden Mikro-, Meso- und Makro-Ebene des aktivistischen Handelns dieses Gesundheitszentrums und der darin involvierten Akteurinnen gleichermaßen thematisiert, was auch zu nachträglichem Bilanzieren des aktivistischen Engagements in der Frauengesundheitsbewegung im Allgemeinen, sowie im »Kleinen« des FFGZ selbst, führte.

Aus der räumlichen und zeitlichen Distanz skizzierte D1 die Veränderung der Arbeit des FFGZ Berlin, unter Einbezug des Blicks auf die allmählichen Veränderungen der Gesamtumgebung der Frauengesundheitsprojekte. Die Veränderung der Arbeit des FFGZ Berlin wurde dabei beschrieben als Verschiebung von »politisch« hin zu »weniger politisch«, was auch an der personellen Konstellation der verbliebenen Aktivistinnen vor Ort festgemacht wurde. Zudem wurde eine Bürokratisierung problematisiert:

»Mh ... ich glaube, sie war ... aber das, das kann ich nicht einhundert Prozent sagen, ich glaube, sie war politischer am Anfang und wurde weniger politisch. ... Ja? Also wurde auch bürokratisiert dann. ... Wobei: Es ist auch wirklich, ja, die Finanzierungsfrage ist ja nach wie vor ... schwierig oder viel schwieriger noch geworden und da muss man schon sehr viele ... Kompromisse schließen. ... Andererseits **hat** sich in Berlin gerade auch sehr viel verändert. Also ich ... war ja auch **für** das Frauengesundheitszentrum sechs Jahre in der Ethik-Kommission der Ärztekammer [...] in der Produktionsmedizin. Und **allein**, dass die Ärztekammer so ein Gremium einrichtete und dann jemanden vom Frauengesundheitszentrum **nahm**, ne, als ... als ... Mitglied, das war dann schon 1986 bis 92, ... das **war** ... ja doch ein Zeichen, wie **sehr** sich die Ärzteschaft auch änderte. [...] Also viele der Dinge praktisch, die wir wollten, denke ich, **hat** die Gesellschaft auch aufgenommen oder auch die Ärzteschaft; gleichzeitig bleibt ja unendlich viel ... an Kritik nach wie vor bestehen, weil sie immer sich noch nicht verändert hat. Ja.« D1 00:53:16-8

Zur Illustration dessen, worauf sich Kritik von damals wie auch später applizieren ließ, wurde beispielhaft das Narrativ der »Krankheit Frau« oder »Abwesenheit Frau« in der Me-

dizin benannt. Die Disziplin habe sich scheinbar in Details gewandelt, während sie im Ganzen dieselbe Richtung beibehalten habe.

»Ja, das ist ja noch viel **schlimmer** geworden. das eine ist, dass es innerhalb der Ärzte ... einzelne gibt, die viel besser sind als früher und Evidenzen eine ... Bedeutung [...] zu haben [scheinen] in Gynäkologie, und gleichzeitig ist die Frau **komplett** verschwunden. [...] Aber wenn man sich **heute** anschaut, ja, was wir **damals** schon [lachend] gewarnt haben und wie es nur **noch** viel schlimmer gekommen ist, ... das ist ja ... **wahnsinnig**, ja. Wir haben das ... **wirklich** damals gesehen und es ist **noch** viel schlimmer gekommen, als man dachte. ... Ja? Also die Frau ist ja **weg**! ... Ja. Wie, wie oft, also die Patientin, ... die wird ja nur rhetorisch benutzt in der, in der Fachliteratur der Gynäkologen. ... Ne, da ist zwar der psychosomatische Strang viel stärker geworden und einzeln kann ich eine gute Gynäkologin finden, das ist der Unterschied. Aber **faktisch**, wenn ich die Disziplin anschau, das ist ja zum **Grausen**, was da mit den Frauen passiert ist, ja. ... [...] das, was wir forderten und sagten, ... **wie** notwendig das war, ja, das ... oder **bleibt**, ja, das ist ja ... irre.« D1 01:03:07-9

D1 hob die allgemeine Bürokratisierung von staatlich teilfinanzierten Projekten hervor, die auch eine Entpolitisierung im Inneren der Projekte bedingen konnte. Das ›Gegenüber‹ des FFGZ im Besonderen aber habe ebenfalls zur tendenziellen Entpolitisierung beigetragen, denn die Angriffsfläche im medizinischen Feld habe sich verändert. Dabei sei es einerseits zu einer diskursiven Öffnung gegenüber Aktivistinnen und Anliegen der Frauengesundheitsbewegung gekommen, andererseits aber sei es nicht zur Beeinflussung des ›Gegenübers‹ – Medizin und Gesundheitsverwaltung, insbesondere Gynäkologie – gekommen. D3 betonte auch aus der Perspektive der Entfernung, dass die Arbeit des späteren FFGZ Berlin sich insofern unterscheide von der einstigen Arbeit zu ihrer Zeit als dass sich die ›gegnerischen‹ Institutionen gewandelt hatten und beispielsweise die Gynäkologie nicht mehr der monolithische Block sei an dem sich die Frauengesundheitszentren abarbeiten könnten:

»Im Gesundheitswesen, im Zugang zu Informationen ist ja auch einiges passiert. Oder aber es hatte auch Auswirkungen, die gesamte Gesundheitsbewegung auf den Umgang mit Frauen in der Medizin, in der Gynäkologie. Es gab Ärztinnen, die mitgezogen haben! Die mit was erreichen wollten. Insofern war das nicht mehr so schwarz-weiß. Also es war wirklich, es war vorher tatsächlich sehr ›ein Gegenüber‹ und das wurde tatsächlich durchlässiger. Und durchlässiger ... auch im guten Sinne. Oder Kliniken haben sich angestrengt auch ... ihre Strukturen zu überdenken oder... also da ist schon auch viel passiert... ich finde auch rückblickend, haben wir auch gesellschaftlich 'ne ganze Menge erreicht. [...] Ja... da standen wir nicht. Da standen wir beileibe nicht! Das war ein Befehlston in gynäkologischen Praxen und Frauen hatten sich unterzuordnen und da hörte es dann auf. Oder hatten alles mitzumachen was da verordnet wurde. Da sind wir doch ein Stück weiter [heutzutage]. Und in dem Moment, wenn man dann ein Stück weiter ist, ist es ja nicht mehr die, ja, die eine Gruppe, die da so geschlossen vor einem steht!« D3 00:40:06-8

Die Einschätzung, dass die Ambivalenz mit der Veränderung einherging, teilten auch D1 und D2, die sich wünschten, das FFGZ wäre eine stärkere Kraft im Organisieren von

Protesten oder Selbsthilfenetzwerken gewesen (vgl. D1 01:17:10-5; D2 01:51:51-9). Der Verweis auf kurzfristige und zu wenig grundlegende Aktionszentrierung des FFGZ Berlin durch die Aktivistinnen steht auch beispielhaft für eine Abgrenzungsbewegung zum eigenen Engagement. Diese grundsätzliche Distanz, die hiermit einhergeht, bringt auch die kritische Einschätzung von Aktivismus selbst mit sich. Aktivistin D3 betonte die Veränderung der sozialen Bewegung an sich und notwendige Neuausrichtung zur Frauengesundheit:

»Ja. Und ich glaube, heutzutage soziale Bewegung... das ist eine **völlig andere** Art der Aktion. Damit eine soziale Bewegung etwas erreichen kann... wir müssen die Neuen Medien **ganz massiv** nutzen. Das wird zwar auch vorübergehend sein, aber noch ist es so, dass das große Gewicht auch von sozialen Bewegungen erst dann stattfindet, wenn wir die neuen Medien einsetzen. Und da glaube ich, sind wir hier in diesem Lande noch sehr zurückhaltend [lacht], weil alle, die genau in diesen sozialen Bewegungen sind, haben eine kritische Sicht auf die Technikentwicklung, aber der Einfluss ist dadurch auch schwerer geltend zu machen.« D3 00:44:32-2

Hierin steckt auch ein Verweis darauf, dass es Schwierigkeiten geben konnte für Projekte einer sozialen Bewegung, die sich explizit auf Technikkritik fokussiert hatte. Mit jeder Veränderung von Technik stehe diese jeweils vor der Notwendigkeit, eigene Techniken zu entwickeln, um mit Anforderungen der Zeit schritthalten zu können. Doch um eigenständige Antworten auf Anforderungen durch Technologien zu finden oder neuen Techniken *eigene* Techniken entgegen zu setzen, braucht es mehr Spielräume als es die Gegebenheiten der alltäglichen Sphäre erlauben. Der Blick über den Tellerrand und die Erweiterung des eigenen Aktionsspektrums werden erschwert.

Bei einem Zentrum wie dem in der vorliegenden Untersuchung betrachteten, ist dieser Blick über den Tellerrand angesichts aller Hindernisse stets ein großes Anliegen geblieben, das inmitten des Alltagsbetriebes schwer zu realisieren blieb, jedoch kontinuierlich angestrebt wurde. Dies ist ein gesondertes Merkmal dieses Gesundheitszentrums, was auch damit verbunden ist, dass das Engagement der involvierten Akteurinnen weit über reguläre Erwerbsarbeitsbezüge hinausreichte und mit einem gesonderten Mehraufwand verbunden war, wenn es um die Reflexionsebenen jenes ›Tellerrandes‹ ging.

Innerhalb der politischen Aufgabenfelder des späteren FFGZ attestierte D3 jedoch klare Möglichkeiten, gerade die politische Wirksamkeit zu vergrößern, indem zielgerichteter politisch gearbeitet werden konnte im Aufbau von (Legitimations-)Druck gegenüber den medizinisch etablierten Institutionen des Gesundheitssektors:

»Qualitätsmaßstäbe... zum Beispiel ganz schlichte Standards aufbauen [...] wie muss eine Arztpraxis ausgestattet sein zum Beispiel, um Privatsphäre, Intimsphäre zu wahren – wie ist ein Umgang, wie muss der ausgestaltet sein... nicht diese komischen Kabinen und: Machen Sie sich mal frei!... Also, einfach diese Selbstbestimmungsmaßstäbe setzen. Ja, wie muss... Und anders, wie das Haftungsrecht... wie muss Information gestaltet sein? Wie muss die Möglichkeit gestaltet werden einer Zweitmeinung, einer umfassenden Information und eben nicht aus haftungsrechtlicher Sicht, sondern aus Sicht, dass Frauen dann wirklich entscheidungsfähig werden! ... Und da Maßstäbe zu setzen für den Gesundheitsbetrieb [...] das fänd ich ganz sicher lohnend! [...] weiter in

den ganzen Wissenschaftsbetrieb rein [...] das kann ein kleines FFGZ auch nicht leisten, aber Maßstäbe aufzustellen, das kann es leisten.« D3 01:04:01-2

Den Ansatzpunkt für Maßstäbe setzte die Aktivistin dabei auf die Möglichkeiten des begrenzten Handlungsspielraumes des kleinen Zentrums, dessen inhaltliche Ausrichtung – so die Diagnose der ehemaligen Aktivistin – zu weit vom Gesundheitsbetrieb abgerückt sei. Der Blick zurück auf Anliegen, die zu einer früheren Phase des FFGZ bearbeitet wurden, könnte hier als Anregung dienen, zum Beispiel beim erneuten Fokus auf den Gesundheitsbetrieb:

»Wirklich so... Maßstäbe an Struktur und Prozessen ausgerichtet, das können die gut. Und dann auch tatsächlich mal kleine Audits durchführen, in denen sie selber als Patientinnen auftauchen und hinterher 'nen Bericht schreiben, das geht. das wäre auch ganz spannend. [...] Oder ›Beste Praxis‹ mit nach vorne bringen. Ne, zu gucken, wo gibt's welche Methoden, Frauen auch wirklich [...] zu einer Entscheidung in Ruhe zu helfen... sowas ließe sich auch machen. Das wär dann die Konzentration auf den Betrieb, den Gesundheitsbetrieb als solchen.« D3 01:05:08-6

Im Rückblick von D1, D2 und D3 auf die Entwicklung des FFGZ Berlin wird deutlich, inwieweit nach wie vor Respekt dafür gezollt wurde, dass das Zentrum durch die verbliebenen Aktivistinnen weiter gestaltet wurde und der Betrieb des Zentrums aufrechterhalten wurde. Doch neben der Würdigung ist auch Kritik relevant. Kritik aus den Äußerungen der in Kapitel 7 vorrangig zitierten Aktivistinnen zielte nicht auf die persönliche Verwerfung mit dem späteren Zentrum, sondern adressierte Schwerpunktsetzungen des politischen Aktivismus. Hier – so die Kritik der ehemaligen Aktivistinnen – sei es bedauerlich, dass zu wenig Schwerpunkt auf die Mobilisierung von neuen Aktivistinnen gelegt wurde, dass (zu) wenig Netzwerkarbeit organisiert wurde sowie, dass die unmittelbare Arbeit des späteren FFGZ nicht mehr Qualitätsstandards für die medizinische Versorgung initiieren zu wollen, umfasste. Im kommenden Kapitel wird das FFGZ aus Sicht der nachfolgenden Aktivistinnen näher betrachtet. Darin stehen Stimmungsbilder der Zeit von 1995 bis 2015 im Mittelpunkt der Betrachtung, bei der vor allem Aktivistinnen E1 und E2 zu Wort kommen.